

MÜNCHNER BEITRÄGE ZUR JÜDISCHEN GESCHICHTE UND KULTUR

Lehrstuhl für Jüdische Geschichte
und Kultur an der
Ludwig-Maximilians-Universität München

BRIEFE IM EXIL JÜDISCHE EMIGRANTEN IN DEN USA

Beiträge von Guy Stern, Thomas Meyer,
Mirjam Zadoff, Michael A. Meyer,
Friedrich Wilhelm Graf,
Marie-Luise Knott, Martina Steer und
Hiltrud Häntzschel

kommentierte Briefe von Leo Strauss,
Arthur Rosenberg, Fritz Bamberger,
Ernst Cassirer, Hannah Arendt,
Friedrich Torberg, Selma Stern

Jg. 6 / Heft 2•2013



Dieses Heft wurde gefördert vom Freundeskreis des Lehrstuhls für Jüdische Geschichte und Kultur an der Ludwig-Maximilians-Universität München

Herausgeber: Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur, Michael Brenner.

Gastherausgeber: Friedrich Wilhelm Graf, Thomas Meyer

Beirat: Martin Baumeister, München – Menahem Ben-Sasson, Jerusalem – Richard I. Cohen, Jerusalem – John M. Efron, Berkeley – Jens Malte Fischer, München – Benny Morris, Beer Sheva – Hans-Georg von Mutius, München – Ada Rapoport-Albert, London – David B. Ruderman, Philadelphia – Martin Schulze Wessel, München – Avinoam Shalem, München – Wolfram Siemann, München – Norman Stillman, Oklahoma – Yfaat Weiss, Jerusalem – Stephen J. Whitfield, Brandeis.

Redaktion: Hiltrud Häntzschel, Katharina Hey, Heike Koch, Phillip Lenhard, Andrea Sinn, Ernst-Peter Wieckenberg (verantwortlich), Mirjam Zadoff.

Anschrift: Abteilung für Jüdische Geschichte und Kultur an der Ludwig-Maximilians-Universität München, Historisches Seminar, Geschwister-Scholl-Platz 1, 80539 München.

e-mail: juedische.geschichte@lrz.uni-muenchen.de

Erscheinungsweise: Jährlich zwei Hefte.

Bezugsbedingungen: Die Zeitschrift wird gegen eine Schutzgebühr von 7,50 € je Einzelheft, von 14 € im Jahresabonnement, zzgl. Porto abgegeben. Bestellungen werden an die Abteilung erbeten.

Manuskripte: Die Redaktion haftet nicht für unverlangt eingesandte Manuskripte. Das Formblatt für die Zeitschrift steht als pdf-Datei auf der Homepage des Lehrstuhls unter dem Stichwort „Manuskriptgestaltung“ zum Herunterladen bereit.

Umschlagabbildung Bildnachweis:

Privatbesitz Guy Stern

© Abteilung für Jüdische Geschichte und Kultur an der Ludwig-Maximilians-Universität München

Producing, Gestaltung und Satz: mazzetti&mazzetti GmbH, München
Druck und Bindung: AZ Druck und Datentechnik GmbH, Kempten
Umschlaggestaltung: Peter Mazzetti

Das Signet ist der Buchstabe Lamed aus der Schrift Frank-Rühl-Hebräisch von Rafael Frank (1908). Mit diesem Buchstaben beginnt das hebräische Wort Limud, das „Lehre“ und „Lernen“ bedeutet.

ISSN 1864–385X

INHALT

<i>Michael Brenner</i> Vorwort	5
<i>Friedrich Wilhelm Graf/Thomas Meyer</i> Einleitung	7
BRIEFE IM EXIL	
<i>Guy Stern</i> Leben in Briefen	13
Leo Strauss' Einsichten	
Leo Strauss an Ernst Simon	23
Kommentiert von <i>Thomas Meyer</i>	28
„... der lebendige Beweis für ihre Greuel“	
Arthur Rosenberg an Emmy Scholem	33
Kommentiert von <i>Mirjam Zadoff</i>	35
„... Aber – das ist alles noch Zukunftsmusik ...“	
Fritz Bamberger an Bruno Strauss und Bertha Badt-Strauss, 1939–1942	42
Kommentiert von <i>Michael A. Meyer</i>	49
„meine innere Zugehörigkeit zum Judentum“	
Ernst Cassirer erläutert Paul Tillich seine komplexe deutsch-jüdische Identität (19. Mai 1944)	53
Kommentiert von <i>Friedrich Wilhelm Graf</i>	66
„Was Sentimentalität auch in gutem Sinne anlangt habe ich die Seele eines besseren Schläechterhundes“	
Hannah Arendt erläutert Dolf Sternberger ihre Position (12. Juli 1948)	69
Kommentiert von <i>Marie-Luise Knott</i>	74
“Ich bin in diesem Punkt wirklich nicht trostbedürftig ...“	
Friedrich Torberg an Siegfried Guggenheim (15.01.1950) .	79
Kommentiert von <i>Martina Steer</i>	82
„... wie heimatlos und wurzellos wir geworden sind“	
Selma Stern an Jacob Picard (19. Februar 1956)	88
Kommentiert von <i>Hiltrud Häntzschel</i>	93

TAGUNGS- UND EXKURSIONSBERICHTE

Julia Baumann „Weil die Dinge kein Gedächtnis
haben ...“ – oder etwa doch?
Über die Sommeruniversität für jüdische Studien
in Hohenems 2013 98

Julia Müller-Kittnau Geglückter Brückenschlag
zwischen Universität und Schule 101

Julia Müller-Kittnau
Exkursion des Studierendennetzwerks nach Budapest .. 103

NACHRICHTEN UND TERMINE

Neues von Mitarbeitern und Absolventen 105

Veranstaltungen 107

Neues vom Freundeskreis des Lehrstuhls 111

Die Autoren 113

Übersicht über die Themenschwerpunkte
der bislang erschienenen Hefte 119

Michael Brenner

Vorwort

Seit seiner Einrichtung im Jahre 1997 hat es sich der Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur zur Aufgabe gemacht, eine aktive Verbindung mit den aus dem deutschsprachigen Mitteleuropa vertriebenen Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen herzustellen. Unter den ersten Gastreferenten waren Peter Pulzer, Fritz Stern, Michael Meyer, Peter Gay und Saul Friedländer. In dieser kleinen Gruppe spiegeln sich die unterschiedlichen Hintergründe, Erfahrungen und Lebenswege der deutschsprachigen jüdischen Emigranten wider. Sie kamen aus Wien, Breslau, Berlin und Prag. Sie wuchsen in religiös-jüdischen, assimilierten oder bereits christlich getauften Familien auf. Sie wanderten vor Kriegsbeginn, während des Krieges oder erst, nachdem sie unter falscher Identität überlebt hatten, nach Kriegsende aus. Sie gingen nach Amerika, England oder Israel. Sie alle verfassten auch Werke zu anderen Themen als der deutsch-jüdischen Erfahrung, doch holte diese sie in der einen und anderen Form ein.

Vor wenigen Jahren widmete sich eine Tagung der Abteilung für Jüdische Geschichte und Kultur auf Schloss Elmau der Erfahrung der aus der Emigration zurückgekehrten Geisteswissenschaftler. Unter anderem berichtete dort Jürgen Habermas über die Remigranten der Frankfurter Schule. Diese Tagung ist in einem früheren Heft dokumentiert. Ein aktuelles, von Cornelia Wilhelm durchgeführtes Forschungsprojekt an unserer Abteilung untersucht die Biographien von aus Deutschland emigrierten Rabbinern.

Das vorliegende Heft liefert eine weitere Facette der Exilerfahrung. Es bietet auf der Grundlage bisher unveröffentlichter Briefe Momentaufnahmen aus dem Leben nach Amerika emigrierter deutsch-jüdischer Intellektueller. Die hier zu Wort kommenden Personen wie Hannah Arendt, Leo Strauss, Ernst Cassirer, Fritz Bamberger oder Friedrich Torberg hatten äußerst unterschiedliche Karriere- und Lebenswege, doch sie alle teilten die Erfahrung der gewaltsamen Unterbrechung dieser Wege. Die hier erstmals abgedruckten Briefe sprechen von den Schwierigkeiten der Emigration, der Erfahrung in den USA und der Diskussion über eine mögliche Rückkehr nach Europa.

Ich freue mich besonders, dass Guy Stern dieses Heft mit seinen eigenen Erfahrungen eröffnet. Der aus Hildesheim stammende und an der Wayne State University in Detroit wirkende Literaturwissenschaftler hat der deutschen Germanistik über viele Jahrzehnte wichtige Impulse gegeben und konnte durch den Blick des Emigranten von außen auch die Selbstsicht der deutschen Nachkriegsgesellschaft schärfen helfen.

Mein Dank gilt meinen Kollegen Friedrich Wilhelm Graf und Thomas Meyer, die sich mit viel Engagement der Aufgabe als Gastherausgeber dieses Heftes angenommen haben. Sie haben sich in ihren eigenen Werken intensiv mit deutsch-jüdischen Emigranten beschäftigt und dieses Wissen in die Edition unserer Zeitschrift eingebracht.

Dieses Heft ist dem Historiker Peter Gay gewidmet, der vor genau neunzig Jahren als Peter Fröhlich in Berlin geboren wurde und in seinem langen Wirken an der Yale University unser Verständnis der europäischen Geistesgeschichte von der Französischen Aufklärung bis zur Kultur der Weimarer Republik, von Mozart bis Freud entscheidend prägte.

Friedrich Wilhelm Graf / Thomas Meyer

Einleitung

Trotz langjähriger, intensiver Forschung über die Geschichten von Vertreibung, Emigration und Exil sind zahlreiche Nachlässe der von den Nationalsozialisten aus Deutschland und später auch aus Österreich Vertriebenen noch kaum erkundet. Die großen Programme zur Exilforschung, die Förderorganisationen wie insbesondere die DFG in den 1970er und 1980er Jahren unterstützten, hatten das Thema „Exil“ zwar auf die Agenda der deutschsprachigen Kulturwissenschaften gebracht. Aber dies hatte nicht dazu geführt, dass Vertreibung, Emigration und Exil zu einem bleibend wichtigen Themen öffentlich geförderter Forschung geworden sind.

Trotz der immensen Arbeit, die Werner Röder und Herbert A. Strauss mit ihren Mitarbeitern in das wahrlich grundlegende *Biographische Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933 / International Biographical Dictionary of Central European Emigres 1933–1945*¹ investiert haben, trotz der vielen biographischen Studien, die immer wieder in der seit 1983 im Auftrag der „Gesellschaft für Exilforschung“ erscheinenden einschlägigen wissenschaftlichen Zeitschrift *Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch* publiziert worden sind, trotz der seit 1981 von Joachim H. Koch gegründeten Zeitschrift *EXIL. Forschung, Erkenntnisse, Ergebnisse* und trotz der langjährigen souveränen Forschungsleistungen von Exilexperten wie Wolfgang Frühwald, Claus-Dieter Krohn, Helmut Müssener, Lutz Winckler und anderen², gilt: Die Lebensläufe vieler weniger prominenter Emigranten und Exilanten, speziell die Geschichten von Vertreibung, Flucht und Überlebenskampf im neuen

¹ Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933/International Biographical Dictionary of Central European Emigres 1933–1945. Hg. vom Institut für Zeitgeschichte, München, und von der Research Foundation for Jewish Immigration, New York, unter der Gesamtleitung von Werner Röder und Herbert A. Strauss. 3 Bände, München 1980–1983.

² Dazu siehe nur: Handbuch der deutschsprachigen Emigration 1933–1945. Hg. von Claus-Dieter Krohn, Patrik von zur Mühlen, Gerhard Paul und Lutz Winckler unter redaktioneller Mitarbeit von Elisabeth Kohlhass in Zusammenarbeit mit der Gesellschaft für Exilforschung. Darmstadt 1998.

Gastland, liegen noch im Dunkeln. Dies verdient insoweit Beachtung, als sich mit Blick auf Nachlässe und sonstige Quellen ein signifikanter Wandel beobachten lässt: Nicht nur lassen sich in Privatbesitz der Nachkommen immer wieder wichtige Nachlässe auffinden. Vielmehr hat sich die Situation auch insoweit geändert, als viele Nachkommen der „dritten Generation“ von Vertriebenen gar nicht mehr erkennen oder wissen, welche Schätze ihre Eltern – die Generation der Kinder der Vertriebenen – ihnen hinterlassen haben. Sie sprechen nicht mehr Deutsch, und sie können oft gar nicht mehr einschätzen, was die Selbstzeugnisse und sog. „Ego-Dokumente“ ihrer Großeltern einst bedeutet haben. Um nur ein Beispiel zu nennen: Günther Roth, der aus Deutschland stammende, aber seit 1953 in den USA forschende und jetzt als Emeritus in New York lebende große Weber-Forscher, hat 2011 bei Christopher Jeffrey, einem amerikanischen Enkel von Edgar Jaffé und Else von Richthofen-Jaffé, der Freundin und Geliebten des späten Max Weber, 1500 Briefe von Edgar Jaffé, Else und ihren Kindern gefunden, die das Heidelberger Gelehrtenmilieu um 1900, aber auch die Traumata der Vertreibung 1933 und der Integration in die amerikanische Einwanderergesellschaft in ganz neuem Licht erscheinen lassen. Guenther Roth hat dann dafür gesorgt, dass dieser große Schatz in das Leo Baeck-Institute nach New York gegeben wird. Ohne sein Engagement wären diese wichtigen Quellen möglicherweise in den Papiermüll gewandert oder sonstwie vernichtet worden.

Das vorliegende Heft knüpft an eine in jüngster Zeit zu beobachtende neue Sensibilität für die hohe Bedeutung des schriftlichen Austausches an.³ Denn viele Indizien sprechen für die Vermutung, dass unter den Bedingungen von Exil und Emigration dem schriftlichen Austausch besonders hohes Gewicht zukam: Man konnte gegenüber denen, die das gleiche Schicksal von Verfolgung und Vertreibung erlitten hatten, die eigene Lage reflektieren, Informationen über andere Flüchtlinge austauschen, die Situation im Gastland bedenken, über private und berufliche Vorhaben und Rückschläge berichten, provozie-

³ Johannes Evelein, Primus-Heinz Kucher, Helga Schreckenberger (Hg.): Erste Briefe/First Letters aus dem Exil 1945–1950. (Un)mögliche Gespräche. Fallbeispiele des literarischen und künstlerischen Exils. München 2011, sowie Detlef Garz, David Kettler (Hg.): Nach dem Krieg! – Nach dem Exil? Erste Briefe/First Letters. Fallbeispiele aus dem sozialwissenschaftlichen und philosophischen Exil. München 2012.

ren und kritisch reflektieren und sich auf diese Weise erneut eine Lebenswelt und einen Resonanzraum schaffen, die seit 1933 brutal zerstört worden waren. Fast alle aus Deutschland vertriebenen Künstler, Schriftsteller, Wissenschaftler oder Gelehrte erlitten ihre Vertreibung als eine tiefe biographische Zäsur, die ihr Leben und ihre Arbeit grundlegend veränderte. So stieg der Zwang zur Selbstreflexion und Selbstauskunft. Gewiss, Flüchtlinge und Emigrierte konnten im Gastland in aller Regel auch zum Telefonhörer greifen oder Telegramme schicken. Aber es fällt auf, dass der Brief für sie ein zentrales Medium von Austausch und Selbstvergewisserung blieb.

Briefe von Gelehrten sind nicht zuletzt Medien des wissenschaftlichen Austauschs über gemeinsame Fragen und Problemstellungen. Oft geht es um die Arbeit an Manuskripten, literarische Pläne und Vorhaben, die Suche nach Verlegern, um Arbeitsmöglichkeiten und nicht zuletzt die Finanzierung der eigenen Arbeit. Dies sind Themen, die die spezifische Existenz von Gelehrten generell betreffen – die aber unter den Bedingungen von Emigration und Exil eine ungleich dramatischere, wirklich existenzielle Bedeutung gewinnen.

Briefe von Intellektuellen, Künstlern und Gelehrten haben in den letzten Jahren verstärkt Aufmerksamkeit gefunden. Analog zu Walter Benjamins berühmter Briefsammlung *Deutsche Menschen. Eine Folge von Briefen*, ursprünglich in der *Frankfurter Zeitung* in loser Folge und dann in Buchform unter dem Pseudonym Detlef Holz des im Pariser Exil Befindlichen 1936 im „Vita Nova Verlag“ in Luzern⁴ erschienen, haben Ulrich Raulff und Andreas Bernard 2005 die Sammlung *Briefe aus dem 20. Jahrhundert*⁵ veröffentlicht, in der auch Episteln von Emigranten veröffentlicht und kommentiert wurden. Da die Erstausgabe von Benjamins Anthologie sehr selten ist, haben nur wenige Benjamin-Forscher erkannt, dass – wohl nicht ohne Zustimmung des Autors – die von Walter Benjamin formulierten drei Motti auch auf den äußeren Umschlag gesetzt worden sind: „Von Ehre ohne Ruhm“, „Von Größe ohne Glanz“, „Von Würde ohne Sold“. Das sind Motti eines Vertriebenen, die gerade für die Situation von Emigranten und ins Exil Vertriebenen aussagekräftig sind.

⁴ Walter Benjamin: Werke und Nachlaß. Kritische Gesamtausgabe. Band 10: Deutsche Menschen. Hg. v. Momme Brodersen, Frankfurt/Main 2008.

⁵ Andreas Bernard, Ulrich Raulff (Hg.): Briefe aus dem 20. Jahrhundert. Frankfurt/Main 2005.

Die hier nun vorgelegte Sammlung bietet ausschließlich Briefe von Emigranten und Exilanten, die aus „rassischen“ Gründen, wegen ihrer jüdischen Herkunft, aus dem Deutschen Reich bzw. aus Österreich vertrieben wurden. Insoweit wird nur eine Teilgruppe der Emigration in den Blick genommen – aber die nicht nur quantitativ größte, sondern auch in vielen anderen Hinsichten wichtigste Gruppe. Der Begriff „Jude“ suggeriert freilich mehr Homogenität oder Gemeinsamkeit, als zwischen den von den Nationalsozialisten wegen ihres Jüdischseins Verfolgten häufig bestand. Gerade mit Blick auf die genuin religiösen Elemente jüdischer Identität lassen sich bei den als Juden verfolgten und vertriebenen Deutschen ganz unterschiedliche Haltungen und Reflexionsweisen beobachten. Dies zeigen auch die hier veröffentlichten Briefe. Deutlich ist jedoch: Wer als Jude, aufgrund seiner jüdischen Herkunft verfolgt wurde, ist auch dann, wenn ihm (oder ihr) der jüdische Gottesglaube mehr oder minder fremd geworden ist, nun zu intensiver Reflexion auf seine jüdische Herkunft und „jüdische Identität“ gezwungen. Rassistische Exklusion provozierte erhöhte Nachdenklichkeit darüber, wie oder inwieweit man sich jener Gruppe oder jenem Kollektiv innerlich verbunden fühlt, als deren bzw. dessen Zugehöriger man verfolgt und vertrieben wird. Und für alle aus Deutschland bzw. später auch aus Österreich vertriebenen jüdischen Bürger stellte sich die Frage, wie sie die unausweichlichen Prägungen durch die deutsche Sprache und genuin deutsche (oder österreichische) kulturelle Überlieferungen und Habitusformen mit den jüdischen Elementen ihres Ich-Seins bzw. ihrer Identität verbinden. Ohne eine allgemeine These formulieren zu wollen, fällt auf: Auch unter den Bedingungen von Vertreibung, Emigration und Exil schrieben die Vertriebenen ihre Briefe an andere jüdische Vertriebene in deutscher Sprache. Dies hat gewiss auch damit zu tun, dass sie bei ihrer Ankunft in den USA der englischen Sprache mehrheitlich kaum mächtig waren. Aber es spiegelt zugleich auch ihre perfid paradoxe Lebenssituation: Ihre Sozialisation in Deutschland und als Deutsche, wenn auch besondere: eben jüdische Deutsche, bleibt bestimmend. Aber zugleich wissen sie, dass sie im Deutschen Reich nicht mehr als deutsche Staatsbürger anerkannt und entrechtet worden sind. So müssen sie auch ihr Verhältnis zur je eigenen deutschen Herkunftsgeschichte bedenken und gegebenenfalls neu definieren. Hier zeigt sich in den im Folgenden edierten Briefen ein breites Spektrum ganz unterschiedlicher Bindungs-

muster: Ernst Cassirer etwa betont gegenüber Paul Tillich, dass er sich selbst gar nicht anders als in der Kontinuität zu seiner früheren Arbeit am deutschen Geist sehen könne – trotz der Erwartung mancher seiner jüdischen Freunde, ganz mit seiner deutschen Herkunftsgeschichte zu brechen.

Viele der Briefpartner sind seit langen Jahren miteinander bekannt. Sie schlagen einen vertraulichen Ton an. Das Wissen um das identische Schicksal von Entrechtung, Vertreibung und Flucht stiftet eine ganz eigene Nähe und Vertrautheit. Gleichzeitig dokumentieren wir hier auch die Schwierigkeiten, die eigene, jüdische Identität zu bestimmen, und auch die Hürden, die beim Versuch des Wiederanknüpfens an Freundschaften mit Deutschen nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges zu überwinden sind.

Der älteste Autor der vorgestellten Briefe ist der 1874 in Breslau geborene Philosoph Ernst Cassirer, der jüngste der 1922 in Hildesheim geborene, noch heute an der Wayne State University in Detroit lehrende Literaturwissenschaftler Guy Stern. Die generationellen und professionellen Unterschiede die Briefe stammen von Philosophen, Literaten, Historikern und sind an Politologen, Theologen und Publizisten gerichtet spiegeln sich naturgemäß in den hier zum ersten Mal zum Abdruck kommenden Dokumenten. Der jeweils eigene Ton, der sich in ihren Werken findet, schlägt sich auch in den Briefen nieder: Friedrich Torberg, Hannah Arendt und Leo Strauss fordern ihre Korrespondenzpartner heraus, während Cassirer, Selma Stern-Täubler und Fritz Bamberger äußerst nachdenklich wirken. Von existentiell Ernst geprägt ist der Brief von Arthur Rosenberg an Emmy Scholem, die Ehefrau des im Konzentrationslager einsitzenden Werner Scholem.

Der älteste Brief stammt aus dem Jahr 1938, der jüngste von 1956. Die Zeitspanne von rund zwanzig Jahren umfasst unterschiedliche Stationen des Exils: von der nicht thematisierten, doch nicht aufgegebenen Hoffnung auf ein Ende des Nationalsozialismus bis hin zu den Versuchen, mit der Shoah und dem Glück des Überlebens umgehen zu müssen.

Guy Stern

Leben in Briefen

„Briefe sind soviel wert, weil sie das Unmittelbare des Daseins aufbewahren.“

Wohl kaum zuvor hat sich dieses Goethe-Wort in so eindringlicher Weise bestätigt wie in den Schreckensjahren des sogenannten Dritten Reiches. Kein anderes Kommunikationsmedium zeugte so unmittelbar, wenn auch oft verschlüsselt, von den Ungeheuerlichkeiten im Hitlerstaat, von der Suche nach Rettung, von gelungenen und misslungenen Auswanderungsversuchen, von der Größe und dem Elend des Exils, von Zufriedenheit und Enttäuschung bei der Rückkehr.

Mit diesem „Unmittelbaren“ von Briefen aus dem Exil wurde auch ich konfrontiert. Ich war 1937 als Fünfzehnjähriger dem NS-Staat entkommen und lebte bis 1942, als ich meinen Kriegsdienst bei der amerikanischen Armee antrat, bei Verwandten in St. Louis. Als Highschool-Schüler und Student stand ich zwar gelegentlich mit anderen deutsch-jüdischen Emigranten in Verbindung, doch das stärkste Bindeglied für unsere Gemeinschaft bildete die Wochenzeitschrift *Aufbau* mit ihrer ausgiebigen Rubrik „Leserbriefe“. Deren Lektüre vermittelte sehr oft ein Zusammengehörigkeits-, ja ein Glücksgefühl. Ich fühlte mich mit meiner Fremdheit in einem neuen Land weniger allein. Dazu verhalfen mir weniger die Briefe der großen Koryphäen des Exils, seien es Thomas Mann oder Lion Feuchtwanger, die der *Aufbau* abdruckte, als die Briefe an den „Ratgeber“. Sie behandelten alltägliche Probleme, etwa, wie man deutsche Schuhgrößen auf amerikanische umrechnen könne. Das interessierte mich, denn ich arbeitete nach der Schule als Abräumkellner und hatte mein deutsches Schuhwerk längst „ausgelatscht“. Ein anderer Leser hatte eine Patentmethode zum Erlernen von Schreibmaschinenschreiben mit amerikanischer statt deutscher Tastatur erfunden. Auch das half mir. Deutsche Bücher, schrieb ein weiterer Leser, seien selten in den amerikanischen Vorstadtbibliotheken, wohl aber in der Zentralbibliothek einer Stadt erhältlich. Es stimmte, und mein Lesehunger nach deutscher Literatur wurde befriedigt. Diese Briefe vermittelten implizit weitere Lichtblicke: Sie deuteten an, dass jener Schreiber

das nötige Geld hatte, um neue Schuhe zu kaufen, und andere die Zeit hatten, tippen zu lernen und deutsche Bücher zu lesen. Es ging aufwärts mit ihnen – das stärkte auch meine Zuversicht, es in der neuen Welt schaffen zu können.

Die Briefe im *Aufbau* waren zwar an Leser wie mich gerichtet, gaben aber keinen weiteren Aufschluss über ihre Verfasser. Es gibt Briefe, deren Tragweite – ob beabsichtigt oder nicht – dazu angetan ist, ein ganzes Leben umzustülpen oder in andere Bahnen zu lenken. Das ist beileibe keine neue Einsicht. Wie oft haben Dichter Briefe als Requisit benutzt, um der Handlung eine entscheidende Wendung zu geben? Schiller greift mehrfach auf dieses Hilfsmittel zurück (z.B. in *Don Carlos*, *Maria Stuart*, *Wallensteins Tod*), die Tragik in Theodor Fontanes Roman *Effie Briest* wird durch die Entdeckung einer Briefsammlung ausgelöst und Henry Fielding führt das happy end in *Tom Jones* mittels der Aufdeckung eines unterschlagenen Briefs herbei. Auch bei mir gab es zwei Briefe, die mein Leben zutiefst beeinflusst haben. Der eine war Teil meines von Ängsten beschwerten Briefwechsels mit dem Elternhaus. Zunächst schrieben Mutter und Vater jeweils postwendend zurück. Dann setzten Unterbrechungen ein. Schließlich kam ein letzter Brief – mit ein paar nichtssagenden Sätzen. Die ganze Tragik, die sich mir damals noch nicht erschloss, ging aus dem Absendeort hervor: das Warschauer Ghetto.

Das zweite Beispiel, das ich „einen Fehlschuss mit unerwartetem Volltreffer“ nenne, kommt noch zur Sprache. Sonst sind fast alle meine Briefe aus Kindheit und Jugend, auch die von und nach Amerika, verlorengegangen. Auch ihr Verlust ist mit einem Zeitereignis verknüpft: Ich hatte einen Großteil meiner mir wichtigen Briefe bei mir, als ich, Mitglied einer geheimen Einheit im U.S. Military Intelligence Service, von England aus an der Invasion in der Normandie teilzunehmen hatte. Da kam der Befehl: „Keine Papiere mitführen!“ Sechs von uns waren zwecks Geheimhaltung bei einer britischen Familie einquartiert. Ich bat den Hausbesitzer, meine Papiere aufzubewahren. Nach dem Krieg ersuchte ich ihn um Rückerstattung. Meine Nachfrage blieb unbeantwortet.

Meine Korrespondenz während der gesamten Kriegszeit lässt erkennen, dass ich konsequent darauf bedacht war, im amerikanischen Schmelztiegel meine Identität als Exilant zu verlieren. Ich las englischsprachige Sachbücher und Romane, ging in meiner Freizeit ins Theater unseres Standorts Bristol – und berichtete darüber meinen Bekannten und Verwandten in

St. Louis und meiner Freundin und Kommilitonin Eileen S. aus der märchenhaft benannten Stadt Saskatoon, Saskatchewan in Kanada. Das brachte mir auch die einzige Zensur meines Lebens ein. In einem Brief an Eileen hatte ich ihr nebst Liebeserklärungen ganz begeistert mitgeteilt, dass uns die Armee einen Besuch (per Laster) zum Shakespeare Theater in Stratford-upon-Avon geboten hatte. Ein gewisser Captain Adams, der die undankbare Aufgabe hatte, unsere Briefe zu zensieren, strich den Bestimmungsort unserer Fahrt. „Keine geographische Einheit innerhalb dreier Landkreise unseres Standorts darf genannt werden!“ lautete die Begründung. Eileen, die hochintelligente Studentin der Krankenpflege, wird sich das ihre gedacht haben, etwaige Nazi-Spione auch. „Englands berühmteste Shakespeare-Bühne brachte eine tolle Aufführung von *As You Like It*,“ hatte ich unzensiert berichten dürfen.

Während des Krieges schmiedete ich ehrgeizige Pläne für mein „Leben danach“. Ich würde nach St. Louis zurückkehren, mein Studium an der St. Louis University, Hauptfach Journalismus abschließen, um mich dann bei der *St. Louis Star Times* oder *Post Dispatch* zu bewerben, da ich zu beiden lose Beziehungen hatte.

Ein Brief aber warf meine bisherigen Nachkriegspläne über den Haufen: Anfang April 1945 lief – oder vielmehr stolperte, oder noch besser, strauchelte – der Krieg seinem Ende entgegen. Hitler bot die letzten Überbleibsel seines Männerreservoirs gegen uns auf; Alte, Schüler, Kriegsverwundete und Magenranke. Sie waren von unserem Hauptquartier „nicht vorgesehen“. Sofort bekam unsere Einheit den Befehl, die Beschaffenheit und Ausbildung dieses „Volkssturms“ festzustellen und – vielleicht noch wichtiger – deren Vorbereitung auf einen letzten, desperaten Gegenangriff mit chemischen Waffen zu überprüfen. Die Ausführung des Befehls wurde meiner Sektion übertragen. Die Befürchtung eines Gas-Krieges konnten wir schnell vom Tisch fegen. Und zur Bewertung der ersten Frage entwickelte ich eine neue Art der Massenbefragung deutscher Kriegsgefangener.

Kurz nach Empfang unseres Berichtes erschien einer unserer Vorgesetzten aus dem Hauptquartier der First U.S. Army bei uns im Lager. Von früheren Besuchen her kannte ich Major Shepard Stone und wusste auch, dass er im Zivilleben der *Sunday Supplement* Editor der *New York Times* war. Ab und zu gab es Fragen an mich, alles im Rahmen militärischer Dienstvorschriften. Diesmal nicht: „Sergeant Stern, ich möchte mit Ih-

nen sprechen.“ Unsere Einheit hatte ein Haus in Bad Hersfeld übernommen; wir saßen uns gegenüber. Zunächst lobte er meine letzten Berichte. Dann die überraschende Frage: „Was wollen Sie nach dem Krieg werden?“ – „Journalist“ platzte ich heraus.

Wenige Wochen später erhielt ich den Durchschlag eines für mich weichenstellenden Briefes. Shepard Stone hatte an den Managing Editor der *New York Times* geschrieben. Ein recht schmeichelhafter Bericht über meine militärische Laufbahn, dann über meine Kriegsgefangenenberichte, deren Gehalt und Stil, schließlich über meinen Berufswunsch, endend mit der Prognose: „that he will be a good newspaperman.“ Drei Wochen nach meiner Rückkehr hielt es mich nicht mehr in St. Louis. Der Durchschlag dieses Briefes „brannte“ mir in der Tasche.

Innerhalb eines Monats erhielt ich einen Termin beim Managing Editor. „Wir haben Sie halbwegs erwartet“, begrüßte er mich. „Wir waren ein wenig neugierig auf Sie; Shep Stone schreibt selten solche Empfehlungen.“ Es folgte ein Interview. „Wir können Sie brauchen – aber nicht jetzt.“ Er erklärte, dass von vakanten Stellen nicht die Rede sei. Im Gegenteil, viele wären doppelt besetzt. Zum einen kehrten viele der *Times*-Reporter jetzt vom Krieg zurück; andererseits wollte man bewährte Ersatzleute nicht entlassen.

Antiklimax: Der ersehnte Anruf von der *New York Times* stellte sich nie ein. Doch mein Umzug nach New York, den jener Brief verursacht hatte, hatte ganz andere, ungeahnte Auswirkungen. Ich traf wieder zusammen mit einem Halbdutzend meiner ehemaligen Kriegskameraden, alle in New York und Umgebung. Darunter war auch Karlie Frucht, der vor dem „Anschluss“ zusammen mit seiner damaligen Freundin Hertha Pauli eine literarische Agentur für die Flüchtlinge aus Nazi-Deutschland gegründet hatte. Jetzt gehörte Karlie zu dem informellen Kreis, der sich um Hertha und ihren Mann, E.B. Ashton (Ernst Basch) gegründet hatte. Karlie führte mich ein; ich wurde geduldet. Die Welt der Exilkünstler und -schriftsteller tat sich vor mir auf. Nicht nur die beiden Gastgeber lernte ich in ihren bescheidenen Hotelräumlichkeiten kennen, sondern so viele von denen, die sich dort ohne Voranmeldung einfanden: Paul Frischauer, George Grosz, Walter Mehring, Oskar Maria Graf, Irving Heilbut. Eines Abends nahm mich Hertha mit zur Carnegie Hall – und ich lernte ihren Onkel, den Pianisten Arthur Schnabel kennen.

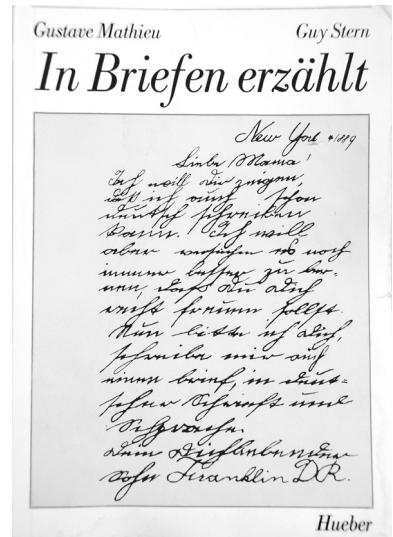
Zwar hatte ich, als Schüler im Mittelwesten, als Baseball-Fan, Unteroffizier und Kriegsteilnehmer, tiefe Wurzeln in Ame-

rika geschlagen, doch unbewusst hatte ich mir meine Zugewandtheit zur deutschen Kultur erhalten. Es galt nun, diesen Teil meines Innenlebens wieder hervorzuholen. Über diesen Weg zurück zu mir flattern – ohne Übertreibung – mindestens tausend Briefe.

Ich bin angehender Germanist an der Columbia University, Position: graduate assistant. Mein Kollege und Freund Gustave Mathieu stürmt in mein Büro. Wir sind beide unzufrieden mit den vorgeschriebenen Lesebüchern. „Du Guy, ich hab' eine Idee für ein originelles Lesebuch. Wir suchen deutsche Briefe von Frauen und Männern aus den verschiedensten Lebenslagen aus und machen sie kapitelweise zum Mittelpunkt einer dramatischen Erzählung! Machst du mit?“ *Brieflich erzählt* hieß das aus jener Unterhaltung hervorgegangene Buch, *In Briefen erzählt* die spätere deutsche Ausgabe.

Es beginnt mit einem einfachen Kindheitsbrief auf Deutsch von Franklin D. Roosevelt, erzählt u.a. die abenteuerliche Entdeckung der Nordwest-Durchfahrt aus der Sicht eines pietistischen deutschen Geistlichen, der die Expedition als Dolmetscher zu den Eskimos begleitete, und endet mit einem Kapitel „Ein Broadway-Drama wird geboren“, eine Chronik in Briefen zu der Entstehungsgeschichte des biblischen Musikdramas *The Eternal Road* (*Der Weg der Verheißung*) von Kurt Weill und Franz Werfel. Ich schrieb damals naiv (oder von Chuzpe beseelt) an Lotte Lenya, die mir unbekannt Witwe Kurt Weills, dass wir Generationen von amerikanischen Studenten mit dem Komponisten Weill durch unser Lesebuch bekannt machen wollten (Einen Verleger hatten wir zu dem Zeitpunkt keineswegs). Wenige Wochen später erhielten wir ein ganzes Konvolut unveröffentlichter Briefe von der wohl nicht naiven, aber kaum geschäftserfahrenen Weill-Interpretin. Als späterer Vizepräsidenten der Kurt Weill-Stiftung (und langjähriger Freund Lotte Lenyas) versetzt mich die spontane Übersendung äußerst wertvoller Briefe und damit das Zustandekommen jenes Kapitels immer noch in Erstaunen.

Einige Jahre später – jetzt bin ich wieder im Mittelwesten als Associate Professor – zeigt mir der Leiter des New Yorker Leo-Baeck-Institutes, Max Kreutzberger, eine fast einzigartige Akquisition, die geschlossene Redaktionskorrespondenz der in-



1 Titelblatt des Buches „In Briefen erzählt“. Siehe auch hintere Umschlagseite

tellektuell-belletristischen Zeitschrift *Der Neue Merkur*. Ich bin gefangen. „Ich schreibe Ihnen“, sage ich zu Kreuzberger, „Ihr Einverständnis vorausgesetzt, die Geschichte der Zeitschrift.“ Dreieinhalb Jahre lang tauche ich ein in ein Meer von Briefen. Das fertige Manuskript lege ich einer Universitätspresse vor. Es wird angenommen. Ein Gutachter der Presse hatte geschrieben: „Das ist eine Fundgrube! Fast die ganze geistige Welt Deutschlands vor, während und nach dem ersten Weltkrieg spiegelt sich in Briefen und Kommentar.“

Viele der dort zitierten Briefautoren mussten nach 1933 aus Deutschland und Österreich fliehen. Angestachelt durch meine Beschäftigung mit der Redaktionskorrespondenz des *Neuen Merkur* suchte ich nunmehr nach den Spuren der Verfolgten in ihren unveröffentlichten Briefen und stieß auf die Korrespondenzen von Karl Wolfskehl und Paul Zech. In einem Anflug von neuerlich aufkeimender jugendlicher Unverfrorenheit bat ich auch noch lebende Exilanten ab und zu um relevante Kommentare zum Thema Exil und erhielt Briefe von Günter Kunert und Hilde Domin. Darin unterschied ich mich natürlich nicht von den vielen Kollegen, die ihre wissenschaftlichen Arbeiten mit ihren Entdeckungen relevanter Korrespondenz bereicherten. Mein verstorbener Kollege Harry Zohn etwa hat sich durch den Fund einer Reihe von Briefen aus der Feder von Stefan Zweig verdient gemacht. Doch meine letzte Entdeckung eines Konvoluts von Briefen – keineswegs von mir – war gleichzeitig die Aufdeckung der letzten Rätsel um meine Rettung aus Nazi-Deutschland.

Alles begann mit einer wissenschaftlichen Aufgabe: Der Direktor unseres Holocaust-Museums in Greater Detroit hatte mich beauftragt, eine Ausstellung über die Ritchie Boys vorzubereiten. Ich brauchte Beistand. Der Historiker Stephen Goodell, ehemals Abteilungschef beim Holocaust Museum in Washington, und Dan Gross, pensionierter Ingenieur, erklärten sich bereit, die National Archives und die Library of Congress nach geeignetem Material zu durchwühlen. Gross stieß in der Library of Congress auf eine rätselhafte Eintragung, die er sofort an Goodell weitergab: „Du, der Guy wird hier als eines der „Tausend Kinder“ erwähnt. Weißt du, was das ist?“ Weder Steve noch der benachrichtigte Stern wussten von dieser Organisation. Ich wandte mich an unsere Archivarin, Feiga Weiss, die so ziemlich alles weiß. „Ja“, sagte sie, dazu gibt es wissenschaftliche Vorarbeiten.“

Aus den verschiedenen Quellen ging hervor, dass bereits 1934 eine Gruppe jüdischer Frauen eine Organisation mit dem Namen German-Jewish Children's Aid Society gegründet hatte. Ihr Ziel: 1000 deutsch-jüdischen Kindern, insbesondere denjenigen, die sonst keine Hilfe aus Amerika erwarten konnten, zur Ausreise in die USA zu verhelfen. Im Laufe weniger Jahre entwickelten sie eine Routine: Man ließ sich Unterlagen aus Deutschland kommen, etablierte eine Hauptgeschäftsstelle in New York und Nebenstellen an verschiedenen amerikanischen Orten, mit der Hilfe bereits existierender jüdischer Hilfsorganisationen. Dann traf man eine erste Auswahl. Ein Günther Stern stand auf dem ersten vorläufigen Aufgebot.

Nach der Lektüre wandte ich mich erneut an unsere Archivarin. „Warum habe ich davon noch nie gehört?“ – „Das geht aus einem der Aufsätze hervor“, antwortete sie. Man sei so diskret wie irgend möglich vorgegangen. Die Frauen wussten von der Judenfeindlichkeit unseres State Departments und dass die leitenden Personen mit Leichtigkeit die Einreise der Kinder hätten unterbinden können, und so segelte man unter dem Radarschirm des State Department. „Ja, und wie gelange ich nun an Auskunft über mich?“ – „Die Papiere sind in den Besitz des „YIVO – Institute for Jewish Research“ übergegangen. Ich rufe mal mein Gegenüber dort an ...“. Drei Wochen später hielt ich ein großes Kuvert in Händen. Es enthielt mehr als fünfzig Briefe, Dokumente, Telegramme, Empfehlungen, Berichte über Fortschritte und Rückschritte bei der Geschichte meiner Auswanderung, besser gesagt – die Geschichte meiner Lebensrettung.

Ich las diese Chronik in Briefen mit einer Aufregung, als ob all das noch vor mir läge. Allmählich begriff ich, dass ich die bisherige Vorstellung meiner Rettung revidieren muss. Ich hatte geglaubt, dass meine Einreise nach Amerika einerseits einem mir damals noch unbekanntem Onkel in St. Louis zu verdanken war, den meine Eltern um Hilfe gebeten hatten, andererseits dem US-Konsul in Hamburg, Malcolm C. Burke. Letzterer wurde in einer Studie als nachsichtig gepriesen. Doch spätestens nach meiner Ankunft in Amerika wurde mir klar, dass Onkel Bennos Affidavit fast wertlos gewesen war. Er hatte gegen Ende der großen Depression seine Stellung als Bäcker und Konditor verloren und schlug sich mit Aushilfsarbeiten durch. Sein damaliger Trick zur Erlangung eines Affidavits erscheint mir heute bestenfalls blauäugig: Er hatte sich von Gewerkschaftskumpanen, Freunden und Bekannten für zwei

Wochen Geld auf sein Bankkonto überweisen lassen, so dass er sich beim Konsulat als reicher Mann ausweisen konnte. Trotz allen guten Willens hätte Konsul Burke es gegenüber seinen Vorgesetzten im State Department kaum rechtfertigen können, mir ein Visum auszustellen, hätte nicht ein Zusatzaffidavit vorgelegen, ausgestellt von der German-Jewish Children's Aid Society.

Wie war es zu dieser Entscheidung bei der Nebenstelle in St. Louis gekommen? Zu meinen Gunsten sprachen die Berichte über mich aus Deutschland und vor allem ein Report der Sozialarbeiterin, einer Mrs. Esrog in St. Louis, welche die Persönlichkeit und den guten Willen von Onkel und Tante und ihren Haushalt als vorbildlich beschrieben hatte. Gegen mich sprach mein Alter, so ziemlich an der Grenze der statutenmäßig vorgeschriebenen Altersgrenze für zu rettende Kinder, die Tatsache, dass ich ja Verwandte in Amerika hatte und vor allem, dass die Zweigstelle in St. Louis ihr Budget bereits überzogen hatte – was ihr einen Rüffel aus New York eingebracht hatte. Die Entscheidung fiel am 6. Juli 1937. Mrs. Esrog, so geht es aus einem kurz zuvor eingereichten Statement hervor, hatte – Gott segne sie – noch einmal mit Nachdruck alle Gründe aufgeführt, die für mich sprachen, und man berief eine Sitzung des Komitees ein, die mir allein galt. Der folgende Brief von der Dienststelle St. Louis an das Hauptbüro in New York spricht für sich selbst:

*Sommers Children's Bureau
3636 Page Boulevard
St. Louis, Missouri*

*July 6, 1937
Re: July 8, 1937
Miss Lotte Marcuse
German-Jewish Children's Aid
221 West 57th Street
New York City*

My dear Miss Marcuse:

We recently called a meeting of our local committee in order to discuss Guenther Stern. Since the Silberberg's are so eager to do what they can for this child, since the child himself is nearing the age of 16, the committee decided that St. Louis

would attempt to be of service to the boy. It is hoped that the child will not become dependant upon the community and that the family can meet his needs. Although our quota is filled, I have been authorized to inform you that we should be glad to help Guenther. Therefore, you can start negotiations for having him leave Germany. This note will therefore serve to inform you that we will be glad to take responsibility for Guenther.

Sincerely yours,

Viola Oschrin, Director



2 Guy Stern

Lord Byron hat folgenden Aphorismus geprägt: „Das Vergnügen im Lesen alter Briefe besteht darin, dass man weiß, man braucht sie nicht zu beantworten.“ Das mag sein. Doch hätte ich obigen Brief als 15- und nicht als 90-Jähriger in Händen gehabt, ich hätte mit jugendlichem Jubel einen nicht enden wollenden Dankesbrief mit aufgesetzt.

Epilog: Ein Gemälde namens „Korrespondenz“

Kurzum: Briefe begleiteten mich ein Leben lang – und begleiten mich auch heute noch.

Ja, der Kreis weitete sich sogar aus. Ich bin verheiratet mit der deutsch-jüdischen Schriftstellerin Susanna Piontek. Sie ist Kunstliebhaberin und gelegentlich Kunstsammlerin. Vor einigen Jahren entdeckte sie für sich die Gemälde des Siebenbürger Malers Michael Lassel. Sie war fasziniert von seinen exquisiten Trompe-d'œil-Werken. Ein Werk, auf das sie mich aufmerksam machte, hatte es ihr besonders angetan und sie war hocheifrig, als der Maler ihr die Erlaubnis erteilte, es als Cover für die englischsprachige Ausgabe ihrer Kurzgeschichten-Sammlung *Have We Possibly Met Before* zu verwenden. Was mir, dem Briefebesessenen sofort auffiel, war, dass im Detail dargestellte Briefe sich verstreut über das ganze Gemälde ausbreiten.

Vier von Susannas Erzählungen knüpfen entweder der Form nach, oder vom Inhalt her an Briefe an – und in einer weiteren ist eine wichtige Nebenperson ein Postbeamter. Auch deshalb fand ich ihre Wahl gerade dieses Gemäldes besonders einleuchtend. Darüber machte ich eine Bemerkung, als wir mit dem Künstler und seiner Frau in seinem Fürther Studio zusammentrafen.

„Ja, schon“, sagte er. „Aber was Ihr nicht wissen könnt: Ich habe auch einen Teil Geschichte damit angedeutet. Zwei jüdische Kinder, die später in Auschwitz umkamen, sind auf dem Gemälde in Form von gemalten Photographien sichtbar. Als Gegenstück habe ich aber auch ein „normales“ jüdisches Schicksal – wie es hätte sein müssen – versinnbildlicht. Zu sehen ist eine in Sütterlin geschriebene Postkarte an meinen jüdischen Großvater Georg Lassel, verfasst während des Ersten Weltkriegs von seinem ebenfalls jüdischen Freund Weißmann. Mein Großvater starb übrigens im Alter von 101 Jahren.“

BILDNACHWEIS
Abb. 1 bis 3: Privatbesitz
Guy Stern

3 Gemälde
„Korrespondenz“ des
Siebenbürger Malers
Michael Lassel



Thomas Meyer

Leo Strauss' Einsichten

Leo Strauss an Ernst Simon

*French Line*¹

à bord, le 1. Juni 1938.

Lieber Ernst Simon!

Wie Du siehst, fahre ich nach Europa, und zwar nach England, zurück. Ich habe einen job gefunden: als lecturer für history of political ideas an der New School for Social Research (Lederer, Max Wertheimer ...).² Was die Schritte angeht, die Du und Buber unternommen habt, so haben sie dazu geführt, dass mir in mysteriöser Weise von einem mysteriösen (d.h. mir unbekanntem) Mann 100 Dollars zur Verfügung gestellt worden sind (Aber nicht einmal dies weiss ich: der Mittelsmann wusste nichts von Euch). Wie dem auch sei: ich möchte Dir und Buber herzlich für Eure Bemühungen danken. Aber ganz besonders Dir, lieber Simon. Du weisst nicht, von welcher Bedeutung für meine Frau und mich Deine Sympathie während der schwierigen Zeit gewesen ist. Die Übereinstimmung Deiner ἔργα mit Deinem λόγος³ könnte einen zu der sozialistischen Irrlehre verführen; aber ich erinnere mich rechtzeitig an das, was Rosenzweig über Cohens Sozialismus geschrieben hat, und was ja von Dir noch mehr gilt als von Cohen.⁴

¹ Der gängige Name der „Compagnie Générale Transatlantique“, mit deren Schiff „Normandie“ Strauss von New York nach Southampton fuhr.

² Der Ökonom Emil Lederer (1882–1939) und der Gestaltpsychologe Max Wertheimer (1880–1943) prägten die ersten Jahre an der New School, die als University in Exile vielen Emigranten Arbeit bot.

³ Ergon und logos, also Tat und Wort, wurden im Griechischen zumeist als Gegensätze gefasst. Daher hebt Strauss die „Übereinstimmung“ beider im Falle Simons heraus.

⁴ Franz Rosenzweig hatte in seiner Einleitung zu Hermann Cohens Jüdischen Schriften (Hg. v. Bruno Strauß. Berlin 1924, Erster Band: Ethische und religiöse Grundfragen, S. XIII–LXIV) Cohens Sozialismus unter anderem als „menschlich tief“ (S. XXIII) gekennzeichnet. Sehr wahrscheinlich spielt Strauss hierauf an: Er und Simon kannten Rosenzweig persönlich sehr gut und hatten Cohens Schriften intensiv studiert.

Da ich gerade von Irrlehren spreche – mit meiner Interpretation des Moreh⁵ bin ich während der New Yorker Monate ein ganzes Stück weitergekommen, ja, ich wage zu sagen, dass ich jetzt zum ersten Mal den Boden berührt habe. Das Ergebnis – doch wie soll ich Dir das sagen! Kurz: die Rambam-Auffassung, die die vielen Gegner um 1220 herum hatten (Jehuda Alpakhar⁶ usw. usw.), ist einfach philologisch richtig. Rambam war ein wirklicher Philosoph – im mittelalterlichen Sinne des Wortes, d.h. radikal ungläubig. Du kannst Dir das einfach nicht vorstellen, kein Mensch kann sich das vorstellen, bevor man nicht durch Rambam selbst gewissermassen dazu erzogen worden ist, es einzusehen, sich klarzumachen, welche Macht die Wissenschaft einmal war. Ich glaube, dass alle modernen Parallelen – selbst Spinozas – hier versagen.

Es war für mich ein grosser choc. Eine Zeitlang schwankte ich, ob man diese Entdeckung nicht zurückhalten müsse. Ich hatte allerhand aufregende Unterhaltungen mit Glatzer.⁷ Aber ich bin nunmehr entschlossen, den wirklichen Tatbestand schrittweise aufzudecken.

Wie alle schlimmen Dinge, hat auch dieses seine guten Seiten. Was Rambam an theologischer Autorität verliert, gewinnt er an Intelligenz. (Ich meine das nicht ironisch). Die Intelligenz, die dazu gehört, den Moreh zu schreiben, ist schlechthin phänomenal. Ich wenigstens muss sagen, dass ich noch nie ein Buch gelesen habe, das die Intelligenz des Autors in einer so unmittelbaren Weise gleichsam zur Darstellung bringt, wie eben der Moreh. (Inwieweit dies damit zusammenhängt, dass der Inhalt – ich meine: die philosophische Doktrin – gar nicht original ist, will ich hier nicht erörtern.) Und was vom Moreh gilt, gilt ebenso vom Mischneh Thorah⁸, über den als Ganzes

⁵ Kurzbezeichnung für das philosophische Hauptwerk *Moreh Nevukhim* (*Führer der Unschlüssige*) des Maimonides (1138–1204), dessen Akronym Rambam lautet. Das Werk wurde Ende des 12. Jahrhunderts in judeo-arabisch verfasst und 1204 erstmals ins Hebräische übersetzt.

⁶ Jehuda Alpakhar, ein Kritiker des Maimonides in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, der in den 1230er Jahren einen berühmten Disput mit dem Maimonides-Verteidiger David Kimchi hatte.

⁷ Strauss kannte Nahum Norbert Glatzer (1903–1990) von der gemeinsamen Zeit am Frankfurter Freien Jüdischen Lehrhaus, das Rosenzweig 1920 gegründet hatte. Strauss und Glatzer unterrichteten dort 1924 und 1925 gemeinsam. 1938 trafen sie sich in New York wieder.

⁸ Mischneh Torah (Wiederholung des Gesetzes) ist das 14bändige Hauptwerk des Maimonides, das der Auslegung des jüdischen Gesetzes gewidmet ist.

ich natürlich gar nicht urteilen kann, oder genauer, mit dem ich nur im ganzen, und so gut wie gar nicht hinsichtlich der Einzelheiten, urteilen kann. –

Wie geht es Dir und Deiner Familie? Meine Frau ist leider immer noch nicht ganz gesund, aber sie ist, wie es scheint, auf dem Wege zur völligen Wiederherstellung.

Ich gebe Dir auf alle Fälle meine vorläufige Adresse: 22 Perne Road, Cambridge, England. Ich hoffe, wir fahren Mitte September für dauernd nach New York.

Mit den herzlichsten Grüßen Dein Leo Strauss.

QUELLE
NLI Archives,
Ernst Akiba Simon,
Arc. 4° 1751/3065,
Folder Correspondence
Leo Strauss (1899–1973).



French Line

à bord, le 1. Juni 1938.

Leo Ernst Simon!

Wie du nicht, ja, du und Europa, und das was Europa, und wie. Ich habe einen jenseitigen
 (Kedener, Max Weinmann ...). Das ist die Sache, die du - das ist die Sache, die du
 so haben in der Welt, das ist in der Welt, das ist in der Welt, das ist in der Welt, das ist in der Welt,
 dann 1000 Jahre zu schaffen, das ist die Sache, die du - das ist die Sache, die du
 machen. Das ganze Europa, das ist die Sache, die du - das ist die Sache, die du
 mit dem Europa, das ist die Sache, die du - das ist die Sache, die du
 die Sache, die du - das ist die Sache, die du - das ist die Sache, die du
 die Sache, die du - das ist die Sache, die du - das ist die Sache, die du

Da ist gerade in der Welt, das ist die Sache, die du - das ist die Sache, die du
 New York, das ist die Sache, die du - das ist die Sache, die du
 die Sache, die du - das ist die Sache, die du - das ist die Sache, die du
 die Sache, die du - das ist die Sache, die du - das ist die Sache, die du
 die Sache, die du - das ist die Sache, die du - das ist die Sache, die du
 die Sache, die du - das ist die Sache, die du - das ist die Sache, die du

Das ist die Sache, die du - das ist die Sache, die du - das ist die Sache, die du
 die Sache, die du - das ist die Sache, die du - das ist die Sache, die du
 die Sache, die du - das ist die Sache, die du - das ist die Sache, die du

Wie die Welt, das ist die Sache, die du - das ist die Sache, die du
 die Sache, die du - das ist die Sache, die du - das ist die Sache, die du
 die Sache, die du - das ist die Sache, die du - das ist die Sache, die du

Arc. 40 1751

11010 N 1751 Arc. 4° 1751

ist allerdings präzisierend. Ich vermute nun, dass Sie sich mit dem Namen des, der die Abhängigkeit
 des Lebens in einem bestimmten Sinne gleichsam als Ganzheit bezieht, wie ich es mache. (Aber auch dies
 kommt wiederum, dass die Abhängigkeit ist nicht die gleiche, die die philosophische Diskussion — für mich Original ist, will ich hier nicht
 existieren.) Hier ist ein Punkt, fällt etwas von Richard Rorty, der den es Sogar als Abhängigkeit für mich
 bedeutet kann, als Prozess, nicht als eine Sache, die in Prozess ist, so ist es für mich unvollständig & unvollständig,
 nicht zu sein. —

Vie geht es der Familie? Mein Pater ist heute immer noch sehr jung gesund, die
 Mutter, in der Mitte, ist der Vater & meine Väterkinder.

Ich gebe die alte Pöttekerei unentgeltlich. Adresse: 222 Stone Road, Cambridge, Engl.
 Ich hoffe, in jeder Pöttekerei für dauernd nach New York.

Mit der herzlichsten Grüßung
 Leo Strauss



Kommentar



1 Leo Strauss während seines Aufenthaltes in England, ca. 1935.

„Jude, und nicht Deutscher“, so antwortete der 1899 im hessischen Kirchhain geborene politische Philosoph Leo Strauss auf die selbstgestellte Frage „welcher Nation“ er sei, in einem Brief an seinen Freund, den Philosophen Gerhard Krüger (1902–1972), am 23. Mai 1931.¹ Diese Haltung änderte sich zeitlebens nicht: Trotz der großen Verehrung für Churchills England oder der grundsätzlichen Wertschätzung der USA, deren Staatsbürgerschaft er annahm, – Strauss empfand sich nie einer Nation, sondern stets dem Judentum zugehörig. Das war nicht als religiöses Bekenntnis zu verstehen, er begriff sich als Philosoph, als Bewohner von Athen, der gleichwohl um die unaufhebbare Zugehörigkeit zum Judentum wusste: Der Athener hatte eine Wohnung in Jerusalem, die er nicht kündigen konnte. Noch kurz vor seinem Tode im Oktober 1973 bekannte Strauss gegenüber Gershom Scholem (1897–1982): „Was Sie von sich sagen, gilt auch von mir: ich bleibe bei den Juden – koste es, was es wolle.“ Um dann den athenischen Satz, in Anlehnung an Aristoteles' berühmte Formel vom Sein, das in verschiedener Hinsicht verstanden werden könne, hinzuzusetzen, dass eben dies auch für das Judentum gelte.² Damit wies er auf die Relativität jeder Zugehörigkeit hin und machte gleichzeitig deutlich, dass sein Atheismus redlich war: Die Spannung zwischen Philosophie und Judentum war ebenso grundsätzlich wie unlösbar. Darüber hinaus: Philosophie war für Strauss eine Lebensform, keine Abstraktionskunst.

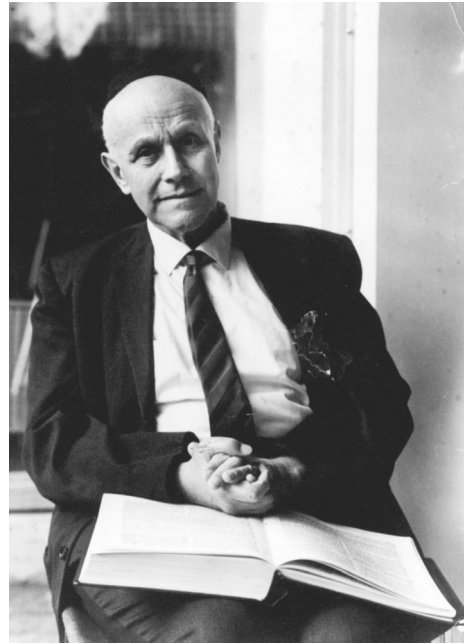
¹ Leo Strauss, *Gesammelte Schriften*, Bd. 3: *Hobbes' politische Wissenschaft und zugehörige Schriften – Briefe*. Zweite, durchgesehene Auflage, hg. v. Heinrich und Wiebke Meier. Stuttgart Weimar 2008, S. 386. Die drei vorliegenden Bände der *Gesammelten Schriften* werden künftig mit GS, Bandnummer und Seitenzahl zitiert.

² G III, S. 769. Strauss' Brief datiert vom 19. März 1973.

Die Vorgeschichte des Briefes

Als Strauss mit einem ihm zuerkann-ten Rockefeller-Stipendium am 3. Oktober 1932 gemeinsam mit seiner damaligen Lebensgefährtin Marie Petry³ und deren Sohn Thomas in Paris eintraf, konnte er nicht ahnen, dass er erst wieder 1954 nach Deutschland, einmalig und nur für wenige Tage, zurückkehren würde. Als „Exil“ nahm er die Jahre hingegen nicht wahr, denn diese Haltung hätte dem entsprochen, was er in der Weimarer Republik als „Galut-Judentum“ bezeichnet hatte: das assimilierte, liberale Judentum. Exil war ein permanenter Zustand, dessen bewusstes Erinnern gegen die Chimäre der deutsch-jüdischen Symbiose unbedingt aufrechtzuerhalten war. Die „jüdische Frage“ wird für Strauss auch nach dem „Dritten Reich“, auch nach der Staatsgründung Israels offenbleiben. Zeitlebens ist sie für ihn der Indikator, an dem er den Zustand der Welt misst.

Seit den frühen zwanziger Jahren waren der aus einer assimilierten Berliner Familie stammende Historiker, Pädagoge und Religionsphilosoph Ernst Simon (1899–1988) und Strauss miteinander bekannt. Während sich Simon in Frankfurt unter anderem durch den Einfluss von Nehemia Nobel, Martin Buber und Franz Rosenzweig hin zur strengen Observanz bewegte, und Strauss sich von den Wurzeln im hessischen orthodoxen Landjudentum löste, blieben sie, trotz einiger Kontroversen um den richtigen Weg, dem radikalen politischen Zionismus verbunden. Nicht nur das: Während seiner Zeit als Redakteur von Bubers Zeitschrift *Der Jude* war Strauss immer wieder mit scharfen Artikeln und Rezensionen hervorgetreten, in der *Jüdischen Rundschau* trug man eine öffentliche Kontroverse aus, auf den Fortbildungslagern des Kartells jüdischer Verbindungen verkrachte und versöhnte man sich.



2 Ernst Simon

³ Über Marie Petry geborene Bernson, die Leo Strauss am 20. Juni 1933 in Paris standesamtlich heiratete, ist nur wenig bekannt. Sie wurde am 8. Juli 1900 als Marie Miriam Bernson in Erfurt geboren.

Der Kontakt zwischen Strauss und Simon scheint auch dann nicht abgebrochen zu sein, als letzterer 1928 nach Jerusalem übersiedelte. Im Gegenteil: Simon wurde für Strauss zu einem wichtigen Informanten und Fürsprecher als dieser sich auf die freigewordene Stelle von Zevi Diesendruck bewarb, der 1930 in gleicher Position als Professor für jüdische Philosophie nach Cincinnati ans dortige Hebrew Union College ging. In zahlreichen Briefen versuchte Simon Strauss' philosophisches Talent herauszustreichen, versicherte immer wieder, dass er umfassende Hebräisch-Kenntnisse habe und ein genuin philosophischer Kopf sei. Zur Besprechung weiterer Pläne trafen sie sich 1935 in London. Noch bedeutsamer wurde Simons Vermittlerrolle im Falle des Buches *Philosophie und Gesetz*, das im Frühjahr 1935 im Berliner Schocken Verlag erscheinen konnte.⁴ Ohne sein geschicktes Lavieren, das den unermüdlichen Einsatz von Buber zur Folge hatte, wäre die Aufsatzsammlung nicht in das Jubiläums-Programm zum 800. Geburtstag von Maimonides gekommen. In dieser Zeit pendelte Simon zwischen Palästina und Deutschland, um Bubers „Aufbau im Untergang“ zu unterstützen.⁵

Worüber der hier abgedruckte Brief nun erstmals Auskunft gibt, ist ein bislang kaum wahrgenommenes Drama um Leo Strauss und seinen Weg von England, wo er seit Januar 1934 lebte, in die USA, wohin er im September 1938 endgültig übersiedelte. Nachdem Ende 1934 das zweijährige Rockefeller-Stipendium abgelaufen war, erklärte sich die Stiftung bereit, weitere Unterstützung zu gewähren, wenn englische Stellen einbezogen würden. Dies gelang unter anderem durch das Engagement von Ernest Barker, dem seinerzeit führenden britischen Politikwissenschaftler, der Strauss seit seiner Ankunft in England wesentlich unterstützt hatte. Die Veröffentlichung der Studie *The Political Philosophy of Hobbes*⁶ 1936 trug entscheidend dazu bei, dass Strauss von verschiedenen Institutionen, koordiniert durch die Society for the Protection of Science and Learning, weiter finanziert wurde.

⁴ Leo Strauss: *Philosophie und Gesetz. Beiträge zum Verständnis Maimonis und seiner Vorläufer*. Berlin 1935.

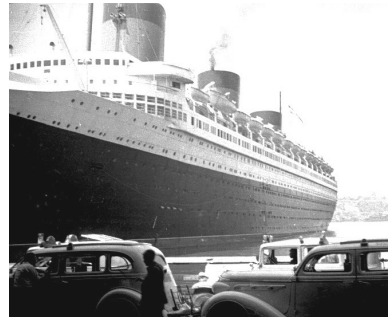
⁵ Siehe dazu das von Strauss sehr geschätzte Buch Ernst Simons: *Aufbau im Untergang. Jüdische Erwachsenenbildung im nationalsozialistischen Deutschland als geistiger Widerstand*. Tübingen 1959.

⁶ Leo Strauss: *The Political Philosophy of Hobbes. Its Basis and Its Genesis*. Oxford 1936.

Im gleichen Jahr reiste Strauss in die USA, um dort Bewerbungsgespräche zu führen, die jedoch allesamt nicht zum Erfolg führten. Einzige Kontaktaufnahme mit Lederer an der New School for Social Research versprach etwas für die Zukunft. 1937 spitzte sich die Situation massiv zu, da Strauss' Frau, zeitweise auch der Sohn, erkrankten. Da die finanziellen Ressourcen erschöpft waren, musste das Ehepaar nahezu gänzlich auf private Geldgeber und Darlehen zurückgreifen. Im Jahr darauf verschärfte sich die Situation nochmals. Strauss wurde während seiner Zeit in den USA von den englischen Freunden nicht vollständig über den Zustand seiner Frau aufgeklärt: Man fürchtete, er werde zurückkommen und seine letzte berufliche Chance in den USA aufs Spiel setzen.

Bereits 1937 ermöglichten es Strauss' Schwager, der Arabist Paul Kraus (1904–1944), und sein früherer Berliner Vorgesetzter an der Akademie für die Wissenschaft des Judentums, Julius Guttmann (1880–1950), dass der amerikanische Historiker Salo Wittmayer Baron (1895–1989) sich mit dem Notleidenden in London traf. Er lud ihn daraufhin für im Herbst 1937 an die Columbia University ein, um für ein halbes Jahr als Research Assistant einen Maimonides-Band zu edieren. Während dieser Zeit konnte Strauss erfolgreich die Kontakte zur New School wiederaufnehmen: Mit einem zunächst auf ein Jahr befristeten Vertrag in der Tasche kehrte er nach England zurück – und auf dieser Reise entstand der Brief an Simon. Simon hatte in Jerusalem zuvor nichts unversucht gelassen, um Strauss zu helfen. Er öffnete ihm den Weg zu dem Verleger Salman Schocken, aktivierte erneut Buber, der für Strauss Geld sammelte.

Der Brief vermeldet aber nicht nur die Rettung aus höchster existenzieller Not, verbunden mit dem Dank an die Freunde. Weitaus umfangreicher ist die Mitteilung einer Entdeckung, die nach Strauss' Auffassung skandalös ist. Maimonides sei ein Philosoph gewesen, „radikal ungläubig“, wie Strauss es ausdrückt. Somit säße im Zentrum der großen Gesetzesausleger, dessen Texte Teil der täglichen Gebete sind, nicht ein kontroverser Lehrer, sondern ein Häretiker. Ein „Atheist aus Redlichkeit“, wie Strauss selbst. Strauss wird seine „Entdeckung“ zum Anlass nehmen, die traditionelle Unterscheidung zwischen exoterischem und esoterischem Schreiben wiederaufleben zu lassen. Dem Brief an Simon, in sachlicher



3 Die „Normandie“ im Hafen von New York

BILDNACHWEIS

1 Zur Verfügung gestellt und abgedruckt mit freundlicher Genehmigung von Prof. Jenny Strauss Clay.

2 Aufnahme von Alfred Bernheim, Abdruck mit freundlicher Genehmigung der National Library of Israel.

3 http://en.wikipedia.org/wiki/File:SS_Normandie_in_NYC_Harbor_at_Pier.jpg

Hinsicht schrieb er ähnlich lautende Briefe an Klein, Kraus und Glatzer, folgten bis 1973 zahlreiche Bücher und Artikel, die das in dem Schreiben Angekündigte noch vielfach variieren und brechen werden. Doch die mitten auf dem Atlantik mitgeteilte Entdeckung wurde für Strauss zu seiner Heimat: Das Exil konnte nur über die Philosophie und nur punktuell verlassen werden.

Mirjam Zadoff

„... der lebendige Beweis für ihre Greuel“

Arthur Rosenberg an Emmy Scholem

603 West 140 Str. New York

18. November 1938

Liebe Emmy,

Ich habe die Aussichten fuer Werner mit sachkundigen Freunden besprochen. Wir sind alle zu der Ueberzeugung gekommen, dass bei der gegenwaertigen Zuspitzung der Beziehungen zwischen Amerika und den Nazis Werner keine Aussicht hat, nach Amerika entlassen zu werden. Es ist nicht anzunehmen, dass die Nazis einen Mann mit Werners politischer Vergangenheit, der 5 Jahre in Haft war, jetzt grade nach New York entlassen werden, damit er hier in Versammlungen der lebendige Beweis fuer ihre Greuel sein kann. Deshalb ist der einzige Weg, um Werner jetzt zu retten, die Ausreise nach Palaestina. Ich empfehle Dir, sofort alles in dieser Richtung in Bewegung zu setzten. Der Bruder in Jerusalem, der Rabbiner Mattuk und die andern Londoner Stellen koennen zu dem Resultat beitragen.

Werner hatte ja auch schon vor einiger Zeit die Ausreise nach Palaestina. Die englische Regierung hat z.Zt. in den deutsch-juedischen Angelegenheiten ein schlechtes Gewissen. Das kann man jetzt ausnuetzen. Die englischen Behoerden werden gewiss in einem Fall, wie Werners, jetzt ihr „gutes Herz“ [urspruenglich: gutes Werk] zeigen. Wie man Werner spaeter aus Palaestina nach Amerika bringen kann, ist eine Sache der Zukunft. Im Augenblick kommt es nur darauf an, ihn aus den Haenden der Nazis zu retten.

Mit Gruessen von Haus zu Haus,

Arthur

QUELLE
Arthur Rosenberg an
Emmy Scholem,
18. November 1938,
Universität Hannover,
Nachlass Emmy und
Werner Scholem Sign.
381118; zur Verfügung
gestellt und abgedruckt mit
freundlicher Genehmigung
von Renee Godard.

603 West 140 Str. New York

18. November 1938.

Liebe Emmy!

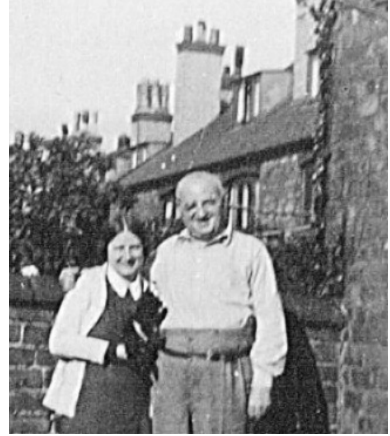
Ich habe die Aussichten fuer Werner mit sachkundigen Freunden besprochen. Wir sind alle zu der Ueberzeugung gekommen, dass bei der gegenwaertigen Zuspitzung der Beziehungen zwischen Amerika und den Nazis Werner keine Aussicht hat, nach Amerika entlassen zu werden. Es ist nicht anzunehmen, dass die Nazis einen Mann mit Werners politischer Vergangenheit, der 5 Jahre in Haft war, jetzt grade nach New York lassen werden, damit er hier in Versammlungen der lebendige Beweis fuer ihre Greuel sein kann. Deshalb ist der einzige Weg, um Werner jetzt zu retten, die Ausreise nach Palaestina. Ich empfehle Dir, sofort alles in dieser Richtung in Bewegung zu setzen. Der Bruder in Jerusalem, der Rabbiner Mattuk und die andern Londoner Stellen koennen zu dem Resultat beitragen. Werner hatte ja auch schon vor einiger Zeit die Ausreise nach Palaestina. Die englische Regierung hat z. Zt. in den deutsch-juedischen Angelegenheiten ein schlechtes Gewissen. Das kann man jetzt ausnuetzen. Die englischen Behoerden werden gewiss in einem Fall, wie Werners, jetzt ihr gutes ~~Herz~~ zeigen. Wie man Werner spaeter aus Palaestina nach Amerika bringen kann, ist eine Sache der Zukunft. Im Augenblick kommt es nur darauf an, ihn aus den Haenden der Nazis zu retten.

Mit Gruessen von Haus zu Haus



Kommentar

Der Schreck über die aktuellen Ereignisse saß tief, als Arthur Rosenberg Mitte November 1938 aus New York an Emmy Scholem in London schrieb. Neun Tage zuvor hatten Juden in Deutschland sich der bis dahin schlimmsten Erniedrigung und Gewalt ausgesetzt gesehen, als die Nationalsozialisten die so genannte *Reichskristallnacht* inszenierten. Die Ereignisse des 9. November bedeuteten eine Zäsur für die deutschen Juden, und spätestens jetzt war klar, dass, wer konnte, das Land schnellstens verlassen sollte. In England bemühte sich Emmy Scholem, ihre in Berlin verbliebene Schwiegermutter möglichst umgehend zu sich zu holen, aber Betty Scholem hatte keinen Pass.¹ Bettys Söhne Reinhold und Erich hatten Berlin bereits im Sommer in Richtung Australien verlassen, und ihr Jüngster, Gerhard-Gershom (1897–1982), lebte bereits seit 1923 in Jerusalem. Doch Werner, Bettys zweitjüngster Sohn und Emmys Ehemann, befand sich noch in Deutschland – genauer im Konzentrationslager Buchenwald. Um seinetwillen war die bald 73-jährige Witwe in Deutschland geblieben, wo sie sich ungeachtet ihrer physischen und psychischen Erschöpfung seit fünfeinhalb Jahren um seine Belange kümmerte.² Währenddessen versuchte Emmy Scholem in London die ehemaligen Genossen ihres Mannes zu mobilisieren. Anfang November, wenige Tage vor dem angeblichen Ausbruch deutschen „Volkszorns“, hatte sie sich an zwei seiner besten Freunde gewandt, an den marxistischen Philosophen Karl Korsch in Boston und an Arthur Rosenberg, der vor einem Jahr nach New York gezogen war. Eindringlich bat sie die beiden, ihr zu helfen und jene zwei, besser noch, drei Affidavits für ihren Mann zu beschaffen, die inzwi-



1 Arthur Rosenberg und Emmy Scholem, Liverpool 1934

¹ Dieser Artikel entstand im Kontext von: Mirjam Zadoff: Dein Bruder Hiob – Werner Scholem. Ein deutsches Leben (Habilitationsschrift, unveröffentlichtes Manuskript. München 2013); Betty Scholem an Gershom Scholem, 13.11.1938. In: Betty Scholem/Gershom Scholem: Mutter und Sohn im Briefwechsel 1917–1946. Hg. von Itta Shedletzky in Verbindung mit Thomas Sparr. München 1989, S. 454.

² Vgl. dazu die Briefe von Betty Scholem aus den Jahren 1933–1938. In: Betty Scholem/Gershom Scholem: Mutter und Sohn im Briefwechsel (wie Anm. 1).

schen nötig waren, um ein amerikanisches Visum beantragen zu können.³

Arthur Rosenberg und Emmy Scholem waren alte Freunde und Genossen, und ihre Bekanntschaft ging auf das Berliner kommunistische Milieu der frühen zwanziger Jahre zurück. Der habilitierte Altphilologe und Historiker Rosenberg (1889–1943) hatte sich unter dem Eindruck der Novemberrevolution der Arbeiterbewegung zugewandt und sich ihr seitdem ganz verschrieben.⁴ Zusammen mit Werner Scholem, Ruth Fischer und deren Lebenspartner Arkadi Maslow bildeten sie die ‚Linke Opposition‘ innerhalb der KPD, die ein radikales Bekenntnis zur Revolution propagierte und sich gegen den Weimarer Parlamentarismus wandte, der ihnen als schlechter Kompromiss der Sozialdemokratie mit den alten Eliten erschien.⁵ Die vier waren Teil einer jungen Elite innerhalb der Partei, und hatten im Alter von Mitte Zwanzig, Anfang Dreißig bereits zentrale politische Positionen inne. Als Ehefrau von Werner Scholem gehörte auch Emmy zu der Gruppe, doch unterschied sie sich von den anderen: Emmy Scholem geborene Wiechelt (1896–1970) stammte nicht aus dem jüdischen Mittelstand, wie die anderen, sondern war als junges Mädchen und Proletarierin zur Arbeiterbewegung gekommen. Jetzt unterstützte sie ihren Mann in seiner Tätigkeit als Redakteur des Halle’schen *Volksblattes* und ab 1921 der *Roten Fahne*, doch übernahm sie selbst keine zentralen politischen Funktionen in der Partei. Ihren politischen Aktivismus konzentrierte sie auf ehrenamtliches Engagement an der Basis, während sie zugleich als Stenotypistin in der Parteizentrale der KPD arbeitete.

Im Frühjahr 1924 übernahm Werner Scholem (1895–1940) die organisatorische Führung der KPD, während Ruth Fischer für die politische Leitung zuständig war. Doch es kam rasch zum Zerwürfnis: Zusammen mit Arthur Rosenberg und dem Hannoveraner Parteiführer Iwan Katz richtete Scholem sich gegen den wachsenden Einfluss aus Moskau und Stalins

³ Emmy Scholem an Karl Korsch, 4. November 1938, Universität Hannover, Nachlass Emmy und Werner Scholem Sign. 381104.

⁴ Hermann Weber/Andreas Herbst: *Deutsche Kommunisten. Biographisches Handbuch 1918 bis 1945*. Berlin 2004, S. 624–626; Mario Keffler: *Arthur Rosenberg. Ein Historiker im Zeitalter der Katastrophen (1889–1943)*. Köln, Weimar, Wien 2003.

⁵ Arthur Rosenberg an Ruth Fischer, 28. November 1941. In: Ruth Fischer/Arkadij Maslow: *Abtrünnig wider Willen. Aus Briefen und Manuskripten des Exils*, hg. von Peter Lübke. München 1990, S. 144.

Gleichschaltungspolitik, denen Ruth Fischer und Arkadi Maslow, wenn auch mit Vorbehalten, nachgaben. Scholem geriet zusehends in die Defensive und wurde 1925 als trotzkistischer Abweichter aus der Zentrale der KPD geworfen. Ein Jahr später wurde er auch aus der Partei ausgeschlossen, diesmal zusammen mit Fischer und Maslow, deren zögerlicher Umgang mit den Renegaten sie selbst bei Stalin in Ungnade hatte fallen lassen. Obwohl Arthur Rosenberg kurz darauf eine ideologische Pirouette vollzog und sich zuerst dem rechten Flügel der KPD anschloss, um später ins Umfeld der SPD zu rücken, blieben er und Werner Scholem gute Freunde. Denn selbst fundamentale ideologische Widersprüche und Konflikte hatten im bewegten politischen Klima der Weimarer Republik nicht unbedingt das Ende einer Freundschaft zur Folge.

Ende März 1933 floh Arthur Rosenberg mit seiner Frau und seinen beiden Kindern in die Schweiz. Am 28. des Monats war er als erster Historiker dazu aufgefordert worden, die Berliner Universität zu verlassen; wenige Monate später wurde ihm die Lehrbefugnis entzogen. Über die Schweiz kam er nach Liverpool, wo er eine befristete Professur antrat. Dort verfasste er die Schrift *Faschismus als Massenbewegung* (Karlsbad 1934) und sein Hauptwerk *Die Geschichte der deutschen Republik* (Karlsbad 1935).⁶

Werner Scholem, der sich als ehemaliger Frontkämpfer trotz seiner politischen Vergangenheit und seines berühmten Namens einigermaßen sicher fühlte, plante, Deutschland erst Ende April zu verlassen. Bereits in der Nacht des Reichstagsbrandes war er verhaftet worden, aber mit Hilfe des sozialistischen Reichstagsabgeordneten und ehemaligen preußischen Justizministers Kurt Rosenfeld nach wenigen Tagen freigekommen. Im April entschloss er sich zur Flucht in die Schweiz: Ein Onkel, der Mathematiker Arthur Hirsch, erwartete ihn in Zürich, und im Koffer lag seine eben fertig gestellte Doktorarbeit – der Abschluss seines 1927 begonnenen Studi-



2 Werner Scholem,
1928 im Kurpark
Gernrode

⁶ Mario Kefler: Arthur Rosenberg, S. 178–183; Hermann Weber/Andreas Herbst: Deutsche Kommunisten, S. 626 (beide wie Anmerkung 4).

ums der Rechte und eine Hoffnung auf bessere Zukunftsaussichten im Exil. Doch wenige Stunden vor seiner Abreise verschaffte sich die Gestapo Eintritt in die Wohnung der Familie im Berliner Hansaviertel und verhaftete ihn und seine Frau vor den Augen der beiden halbwüchsigen Töchter.⁷

Nach siebenmonatiger Haft wurde Emmy Scholem im November 1933 mit Hilfe eines ehemaligen Arbeitskollegen freigelassen, der es inzwischen zum *Obertruppführer* der Berliner SA gebracht hatte. Zusammen mit ihm, dessen Position durch sein Eintreten für die Frau eines so berühmten Kommunisten gefährdet worden war, flüchtete sie über die Tschechoslowakei, Österreich und Frankreich nach England. Begleitet wurden sie von der 14jährigen Edith, Emmys und Werners älterer Tochter, während die 10jährige Renate bei den Großeltern unterkam und bis auf weiteres in Deutschland blieb.⁸ Die ersten beiden Wochen in England verbrachten Emmy und Edith Scholem – und möglicherweise auch der geläuterte *Obertruppführer* Heinz Hackebeil – bei Arthur Rosenberg in Liverpool. Rosenberg vermittelte Emmy Scholem weiter an das German Jewish Aid Committee in London, wo sie und Edith zum ersten Mal in engeren Kontakt mit jüdischen Einrichtungen kamen. Es wurde ihnen geholfen, und als Ehefrau und Tochter eines prominenten jüdischen Häftlings in Deutschland lebten sie ab jetzt unter dem Schutz und der finanziellen Unterstützung jüdischer Flüchtlingsfürsorge.⁹ In London pflegte Emmy Scholem Kontakt zu alten Freunden und Genossen, von kommunistischen Exileinrichtungen und politischen Veranstaltungen hielt sie sich jedoch fern – zu groß war ihre Angst, aus England ausgewiesen zu werden. Karl Korsch, der damals in ihrer Nachbarschaft lebte, und Arthur Rosenberg gehörten ebenso zu ihrem Bekanntenkreis wie Bert Brecht, Dora Fabian, Willy Brandt und Rosa Meyer-Leviné.¹⁰

⁷ Mirjam Zadoff: Dein Bruder Hiob (wie Anmerkung 1), S. 264–270.

⁸ Ebd., S. 285–294; Renate Scholem wurde im Sommer 1934 nach England gebracht.

⁹ Emmy Scholem an Gershom Scholem, 16. August 1934, Israelische Nationalbibliothek, Archiv Gershom Scholem Arc. 4°1599; Brief des Jewish Refugee Committee, London, an Gershom Scholem, 19. November 1937, ebd.; Betty Scholem an Gershom Scholem, 6. März 1934. In: Betty Scholem/Gershom Scholem: Mutter und Sohn im Briefwechsel (wie Anmerkung 1), S. 353.

¹⁰ Renee Goddard, Erinnerungen, Kap. England [unveröffentlichtes Manuskript], Privatarchiv Renee Goddard, Sussex.

Unterdessen wurde Werner Scholems Situation in Deutschland zusehends verzweifelt. Nachdem er zwei Jahre auf seinen Prozess durch den nationalsozialistischen Volksgerichtshof gewartet hatte, wurde er im Frühjahr 1935 freigesprochen – sämtliche Anschuldigungen gegen ihn waren derart hanebüchen und haltlos, dass selbst diese politische Scheinjustiz sie nicht ernst nehmen konnte.¹¹ Immer wieder wurden in den vergangenen Jahren Vermutungen angestellt, ob der wahre Grund seiner Verhaftung nicht in einem Spionagevorwurf lag, der zur Familie des regimekritischen Chefs der Reichwehr, General von Hammerstein-Equord, führte. Doch gibt es bis heute nicht einen einzigen Hinweis dafür, dass Werner Scholem und Marie-Luise von Hammerstein in den Jahren 1928 und 1929 mehr verband als eine Liebesaffäre.¹² Der ausschlaggebende Grund dafür, dass Werner Scholem nach seinem Freispruch eine fünf-einhalbjährige Odyssee durch die KZs Oranienburg, Columbia-Haus, Lichtenburg, Dachau und Buchenwald antrat, lag vielmehr in seinem berühmten Namen und bekannten Gesicht. Derart exponiert fühlte er sich als prominenter Häftling und trotzkistischer Renegat im KZ, dass er plante, einem Erlebnisbericht über seine Erfahrungen den Titel zu geben: „In den Klauen der Nationalsozialisten und Stalinisten.“¹³

Als Emmy Scholem im November 1938 Freunde und ehemalige Genossen ihres Mannes mobilisierte, hatten diese sich bisher wenig um dessen Belange gekümmert. Die einzigen Initiativen gingen auf Ruth Fischer zurück, die zwischen 1934 und 1937 mehrere Versuche unternommen hatte, die englische und französische Öffentlichkeit auf diese, wie sie bemerkte, skandalöse Angelegenheit aufmerksam zu machen: Dass nämlich einerseits keine haltbaren Anschuldigungen gegen ihn gemacht werden konnte, und dass andererseits er völ-

¹¹ Prozessunterlagen des Volksgerichtshofes gegen Frida Hüffner, Bundesarchiv SAPMO Sign. R 3017/13 J 195/33 sowie NJ 13903 Bd. 1–15.

¹² Mirjam Zadoff: *Dein Bruder Hiob* (wie Anmerkung 1), S. 312–321; Hans-Magnus Enzensberger: *Hammerstein oder der Eigensinn. Eine deutsche Geschichte*. Frankfurt/M. 2008, S. 145; Alexander Kluge: *Die Lücke, die der Teufel läßt. Im Umfeld des neuen Jahrhunderts*. Frankfurt/M. 2003, S. 25–26; Michael Buckmiller/Pascal Nafe: *Die Naherwartung des Kommunismus – Werner Scholem*. In: *Judentum und politische Existenz*, hg. von Michael Buckmiller, Dietrich Heimann und Joachim Perels. Hannover 2000, S. 77–78.

¹³ Erfahrungsbericht von Dr. Ludwig Bendix, Gedenkstätte KZ-Dachau Aktennr. 931, S. 55–56.

lig allein gelassen war und auf keinerlei Hilfe von der KPD hoffen konnte.¹⁴

Der seit 1937 am Brooklyn College in New York lehrende Arthur Rosenberg beantwortet Emmy Scholems Schreiben umgehend: Er hege große Zweifel, dass Werner Scholem jetzt noch nach Amerika freigelassen würde. Nach dem Novemberpogrom hatten die USA ihren Botschafter aus Berlin abgezogen und, obwohl die diplomatischen Beziehungen nicht abgebrochen wurden, waren sie doch sehr angespannt. Werner Scholem hatte fünf Konzentrationslager erlebt und hätte, wie Rosenberg annahm, in Kreisen von Exilanten und der amerikanischen Linken viel zu erzählen gehabt. Die einzige Rettung sah Rosenberg deshalb in einer Emigration nach Palästina, von wo aus man ihn später nach Amerika bringen könne. Rosenberg wusste, dass sein Freund, wie viele andere linksoppositionelle Juden, ein Kritiker des zionistischen Projekts war, doch kam es im Augenblick nur darauf an, ihn „aus den Haenden der Nazis zu retten.“¹⁵

England habe nach den letzten Ereignissen in Deutschland ein schlechtes Gewissen, bemerkte Rosenberg weiter, und bezog sich dabei auf die strengen britischen Einreisebestimmungen für jüdische Emigranten. Dieses schlechte Gewissen war verantwortlich dafür, dass unmittelbar nach dem Novemberpogrom mit den „Kindertransporten“ begonnen wurde, Rettungsaktionen für jüdische Kinder und Jugendliche aus dem ganzen *Deutschen Reich*. Rosenberg hoffte, dass die britische Regierung jetzt auch einen bekannten Regimegegner wie Werner Scholem unterstützen und ihm ein Visum für das Mandatsgebiet Palästina ausstellen würde. Hilfe erwartete er sich in diesem Unterfangen von Israel Mattuck, dem Rabbiner der Liberalen Jüdischen Gemeinde in London, und natürlich von Gershom Scholem in Jerusalem. Doch Werners jüngerer Bruder hatte schon in den Jahren 1935 und 1936 einen Rettungsversuch unternommen. Damals hatten er und seine Frau Escha eine Einreisegenehmigung bei der britischen Mandatsregierung erwirkt, doch im letzten Moment hatte die Gestapo Werner Scholems Ausreise verweigert.¹⁶

¹⁴ Mirjam Zadoff: Dein Bruder Hiob (wie Anmerkung 1), S. 356–357.

¹⁵ Arthur Rosenberg an Emmy Scholem, 18. November 1938, Universität Hannover, Nachlass Emmy und Werner Scholem Sign. 381118.

¹⁶ Mirjam Zadoff: Dein Bruder Hiob (wie Anmerkung 1), S. 341–343; Gershom Scholem an Walter Benjamin, 19. April 1936. In: Walter Benja-

Ob und inwiefern Karl Korsch auf Emmy Scholems Brief reagierte, ist nicht bekannt. In jedem Fall erhielt sie tatsächlich zwei Affidavits, wovon eines der amerikanische Theologe Reinhold Niebuhr (1892–1971) ausgestellt hatte, der am Union Theological Seminary in New York lehrte. Niebuhr, der später vehementer Antikommunist war, beschäftigte sich während der 1930er Jahre noch mit dem Kommunismus als sozialem und politischem Phänomen, ohne direkt damit zu sympathisieren.¹⁷ Ob seine Unterstützung auf eine Initiative Gershom Scholems zurückging, auf New Yorker Exilkreise um Paul Tillich oder auf Karl Korsch, Arthur Rosenberg und andere „abtrünnige“ Kommunisten, ist ebenfalls nicht bekannt.

In jedem Fall nahm sich in Berlin Werner Scholems Schwägerin, Edith Scholem, der Sache an und richtete Anfang 1939 eine Anfrage an den Amerikanischen Generalkonsul Raymond H. Geist. Sie bat ihn – flehentlich –, die beiden Affidavits zu beglaubigen und ihrem Schwager ein Visum auszustellen.¹⁸ Ein weiterer Rettungsversuch, der im Nichts verlief; andere Initiativen folgten. Doch alle scheiterten sie an derselben Hürde, der Ausreisegenehmigung durch die Gestapo. „Göbbels braucht ein paar Juden dort, an denen er zeigen kann, daß er den Bolschewismus zertreten hat und dazu ist anscheinend u.a. mein Bruder ausersehen“, hatte Gershom Scholem schon 1936 an Walter Benjamin geschrieben, und damit wohl recht behalten.¹⁹ Im Sommer 1939 war ein letztes Ausreisegesuch mit Ziel Shanghai abgelehnt worden, danach brach der Zweite Weltkrieg aus.²⁰ Im Juli 1940 wurde Werner Scholem am Buchenwalder Ettersberg von der SS erschossen.

BILDNACHWEIS
Abb. 1 und 2: Privatarchiv
Renee Goddard, Sussex.

min/Gershom Scholem: Briefwechsel 1933–1940, hg. von Gershom Scholem. Frankfurt/M. 1980, S. 215–217.

¹⁷ Jonathan P. Herzog: *The Spiritual Industry. America's Religious Battle against Communism in the Early Cold War*. Oxford/New York 2011, S. 51–52.

¹⁸ Edith Scholem an Generalkonsul Geist, 9. Januar 1939, Universität Hannover, Nachlass Emmy und Werner Scholem Sign. 390109.

¹⁹ Gershom Scholem an Walter Benjamin, 19. April 1936. In: Walter Benjamin/Gershom Scholem: *Briefwechsel* (wie Anmerkung 16), S. 216.

²⁰ Mirjam Zadoff: *Dein Bruder Hiob* (wie Anmerkung 1), S. 357–361.

HEFT 2 • 2013
MÜNCHNER BEITRÄGE
ZUR JÜDISCHEN
GESCHICHTE UND KULTUR

Michael A. Meyer

„... Aber – das ist alles noch Zukunftsmusik ...“

Briefe von Fritz Bamberger an Bruno Strauss
und Bertha Badt-Strauss aus den Jahren 1939 bis 1942

Fritz Bamberger

*425 Belmont avenue
Chicago, Illinois*

31. Dezember 1939

Liebe Freunde:

*herzlichen Dank für Ihren „klimatisch“ so aufschlussreichen Brief. Ich lese gerade mit grossem Vergnügen und zu meiner intensiven Belehrung ein gerade erschienenes Buch „Ideas are weapons. The history and uses of ideas“, von Max Lerner, dem früheren Herausgeber der „Nation“.¹ Ein grossartiges Buch, Sammlung früherer Essais dieses Mannes, das ich dringend empfehle. Der rezensiert ein Buch von Carl Becker,² *The Heavenly City of the Eighteenth-Century Philosophy*, New Haven, Yale University Press 1932 und lobt darin die Konzeption der verschiedenen „climates of opinion“, die dieser Mann im 18. Jh aufspürt. Wir geben uns dem angenehm überzeugenden Gefühl hin, dass das Shreveporter Klima und das spezielle Strausssche Klima, trotz der gelegentlichen Schauder, für die Zeit des ersten adjustment gerade richtig temperiert sind (ein gutes „Akklimatisierungs-Klima“) Ich möchte Ihnen raten, da zunächst nichts anzubahnen und überhaupt in dem ersten oder anderthalbsten Jahr das Klima und die Denomination nicht zu ändern. Alles, was wir hier lernen müssen, können Sie dort hinter sich bringen, und die Tatsache, dass Sie ihren*

¹ Max Lerner (1902–1992) war ein jüdisch-amerikanischer Intellektueller und freischaffender Kolumnist. Er war fast sein ganzes Leben lang liberal eingestellt, wurde aber in späteren Jahren konservativer.

² Carl Becker (1873–1945) war ein einflussreicher amerikanischer Historiker und Präsident der American Historical Association. Das erwähnte Buch ist sein bekanntestes und handelt von einem Thema, das Bamberger anhaltend beschäftigte.

amerikanischen Koscherstempel von den Methodisten bekommen haben, that means something ...³

Mit Büchern, wie gewünscht, kann ich leider kaum dienen. Blieb alles bei Herrn Hitler und den Ramscheuren, denen ich zu Alibizwecken diese Bücher für einen Pappenstiel (For a song) verkauft habe. Von Psychologie habe ich Spranger, Lebensformen, Psychologie des Jugendalters⁴ (beide, aus Pietät mitgenommen, erscheinen mir heute dürftiger als je), von älterer Psychologie vieles in Originaldrucken, sagen wir z.B. Brentano,⁵ Carus⁶ usw. Aber das liegt ja ausserhalb Ihres Bereichs. Dilthey, Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie⁷ könnte Ihnen ev. wichtig werden. Freud übrigens habe ich auch, aber das lesen Sie besser übersetzt, der Terminologie wegen. Von dem hier sehr modernen Gestaltism habe ich nichts. Geschichte der Pädagogik: Fehlanzeige (gerade fällt mir ein bzw. auf: Heubaum, Geschichte des dtsh Bildungswesens I ist da, kommt aber wohl auch nicht in Betracht).⁸

Dass die Shreveporter das Wort „Vortragshonorar“ in ihrem Wörterbuch nicht haben, tut mir aufrichtigst leid. Das sind so die Atavismen der Sklavenstaaten. Werden wir im nächsten Sezessionskrieg endgültig eliminieren⁹. Opinion ist eine eini-

³ Das feuchte Klima in Louisianas muss eine unangenehme Veränderung für die Familie Strauss gewesen sein. Überdies waren sie orthodoxe Juden und mögen sich im amerikanischen Süden entfremdet gefühlt haben, da dort das amerikanische Reformjudentum vorherrschte. Sie mögen auch, zumindest am Anfang, gewünscht haben, dass sie in einem günstigeren akademischen 'Klima' gelandet wären.

⁴ Eduard Spranger (1882–1963) war ein deutscher Philosoph und Psychologe. Wie Bamberger wurde auch er von Wilhelm Dilthey beeinflusst. Er war von 1920 bis 1945 Professor an der Universität Berlin und mag Bamberger persönlich gekannt haben. Er wurde 1944 kurz von dem Nazi-Regime inhaftiert. *Die Lebensformen* erschien 1914, *Psychologie des Jugendalters* 1925.

⁵ Bamberger bezieht sich hier auf den Philosophen und Psychologen Franz Brentano (1838–1917). Sein Hauptwerk war *Psychologie vom empirischen Standpunkt* (1874). Bamberger war ein begeisterter Bücherfreund. Es ist daher nicht verwunderlich, dass er hier seinen Besitz von Erstausgaben erwähnt.

⁶ Zu den Schriften des vielseitigen Carl Gustav Carus (1789–1869) zählen seine *Vorlesungen über Psychologie* (1831).

⁷ Dieses Werk erschien 1894. Diltheys Auffassung von Psychologie als einer verstehenden Geisteswissenschaft war für Bamberger von großem Reiz.

⁸ Offenbar war Strauss gebeten worden, eine Psychologie-Vorlesung zu halten, konnte aber die benötigten Bücher nicht in der Bibliothek seines kleinen College finden.

⁹ Ein Beispiel von Bambergers Witz. Höchstwahrscheinlich war Strauss, wie andere immigrierte Gelehrte, gebeten worden, vor Ort eine Vorlesung zu halten, vielleicht über seine Sicht auf die Situation in Deutschland. Bamberger sollte solche Vorlesungen in Chicago halten.

germassen gute Zeitschrift. Schicken Sie etwas an Stephen Wise über Slonimsky.¹⁰ Liste der Zeitungen zu schicken ist schlecht, es gibt zu viel. Schicken Sie mir ein paar Titel mit kurzer Inhaltsangabe, was Sie liefern können. Der Herausgeber der grössten Chicagoer jüdischen Zeitschrift, eines furchtbaren Mistblattes nebenbei, ist Hörer in meiner Geschichtsvorlesung.¹¹ Ein sehr wendiger und windiger Bursche, der gute Beziehungen hat. Ueberlegen Sie sich auch einmal, was Sie an allgemeinen Themen haben. So etwas wird durch Agenten untergebracht. Inhaltsangabe in Ueberschriften oder Thesis in etwa 10 Sätzen. Können Sie den Tod der dt. Frauenbewegung prickelnd (sparkling!) beschreiben? Motto aus dem Brief Himmlers an die SS, nicht zu vergessen, vor dem Auszug an die Front die deutsche Jungfrau auf Kosten des Staats bzw. der Grosseltern zu unehelichen Müttern zu machen

11. Januar 1940

... Nun ganz schnell: ich sitze nämlich, nachdem ich mich gerade von anderem einigermassen freigeschaffen hatte, wieder in neuer Arbeit. Ich soll am 2. Febr. im Philosophical Club der University of Chicago sprechen. Thema: History, historicism, and historical values. Acht Tage vorher muss das MS zum Mimeographieren dort sein, damit die Herren der Fakultät sich auf die Diskussion vorbereiten können. Ich habe in dieser Woche meine Troeltsch-, Meineke-¹² und ähnliche Erinnerungen mit amerikanischer Literatur zusammengehalten. Wenn man das bei soviel Zentrifugalkraft überhaupt sagen kann. Unglücklicherweise kollidiert der Historismus¹³ nunheftig mit Raschi¹⁴, den ich für Kinder geniessbar machen

¹⁰ *Opinion* war die Zeitschrift des American Jewish Congress, der von dem amerikanischen führenden Zionisten Rabbi Stephen S. Wise gegründet worden war. Henry Slonimsky war der Dekan des Jewish Institute of Religion, der rabbinischen Schule, die Wise 1922 in New York gegründet hatte.

¹¹ *The Sentinel* wurde 1911 von Louis Berlin gegründet.

¹² Der Rechtschreibfehler hier ist interessant. Bamberger meint den Historiker Friedrich Meinecke an der Universität Berlin, mit dem er studiert haben mag, nicht Augustus Meineke, den deutschen Altphilologen. Der Fehler wird sich wahrscheinlich daraus ergeben haben, dass das Palästina-Amt der Reichsvertretung der Juden in Deutschland sich in der Berliner Meineckestraße befand.

¹³ Troeltsch hatte *Der Historismus und seine Probleme* geschrieben.

¹⁴ Rabbi Shlomo Yitzhaki (1040–1104), der führende jüdische Exeget der Bibel und des Talmud.

und in einer Ausstellung sichtbar machen soll (letzteres eine ziemlich okkulte Angelegenheit, da nichts da ist)

12. Juni 1940

*... Die uns wohl gemeinsame Stimmung über das was in Europa vor sich geht, eine Mischung von Zorn, Trauer, Resignation, Ich habe es immer gewusst, Eigentlich geschieht es ihnen recht, und Warten auf das Wunder, weil es doch dieses Ausmass von Belohnung für das Erzböse nicht geben dürfte, will ich heute, soweit man kann, vergessen. (Damit Sie mich nicht missverstehen: Eigentlich geschieht es ihnen recht, geht auf Leute vom Schlage des Herrn Henderson, der in seinem Buch *Failure of a Mission*¹⁵ mit nachschmeckendem Behagen erzählt, wie gern er sich mit Goebbels, dem charmanten Causeur unterhalten habe, und wie vornehm es von Goering sei, dass er die zuentfingten Regeln bei der Jagd auf edles Wild gentlemanlike beobachte.)*

Heute hatte ich einen Brief von der Reichsvertretung, den Hanna Karminski¹⁶ mit vielen herzlichen Grüßen unterschrieben hat. Auch Zimmermann schrieb heute: dass Jacobi¹⁷ 14 Tage im Sanatorium¹⁸ war und sehr gewichtsabgenommen zurückgekommen sei. Knopf habe sich mit Rücksicht auf den Krieg entschlossen, sein Boot nicht ins Wasser zu lassen, was ich nicht verstehe

NY ist überhaupt ein hässliches Pflaster, soweit es sich um die jüdische Wissenschaft handelt. Keiner kann den anderen leiden und jeder spricht vom andern hässlich. Aber ihn [Henry Slonimski] scheint man generell nicht gut zu behandeln

¹⁵ In seinem Buch *Failure of a Mission: Berlin 1937–1939* (1940) hatte sich Sir Nevile Henderson, der britische Botschafter in Deutschland während dieser Zeit, lobend über einige Mitglieder des NS-Regimes geäußert.

¹⁶ Hannah Karminski (1897–1942), eine Führungspersönlichkeit des Jüdischen Frauenbundes, arbeitete während der Nazizeit unter der Ägide der Reichsvertretung, um jüdische Kinder zu retten. Sie wurde nach Auschwitz deportiert und dort umgebracht.

¹⁷ Hier ist höchstwahrscheinlich Ludwig Jacobi gemeint, der aktiv in der Führung des Palästina-Amtes mitgewirkt hat. Er wurde 1943 nach Theresienstadt deportiert und ein Jahr später in Auschwitz ermordet. Die Identität Zimmermanns konnte nicht ermittelt werden.

¹⁸ Offensichtlich ein Ausdruck für die Internierung in einem Gefängnis oder Konzentrationslager, der den Zensor täuschen sollte.

Ephraim, Wis., 13. August 42

... *Des Projektmachens ist kein Ende. Ausgehend von einer „Idee“, die ich hatte und die ich einigen einflussreichen Universitätsleuten „verkaufen“ konnte, haben wir vor, hier in Chicago ein „Institute for Studies in Religion and Civilization“ zu errichten. Es soll ein selbstaendiges Research Institute werden, wenn auch personell stark mit der University of Chicago verbunden. Zweck: to study the religious sources of our civilization, the contacts and interrelations between religion and civilization, and the application of these studies to modern life and education.* “ *Das Institute soll von einem 16gliedrigen Board of Trustees verwaltet werden, soll Research Fellows beschaeftigen, die Resultate in einer Serie, veroeffentlicht durch die University of Chicago Press, bekannt machen und jaehrlich ein oeffentliches Institute abhalten. Von der Veroeffentlichung einer Zeitschrift, an die ich zunaechst gedacht hatte, sind wir abgekommen, weil man dann angewiesen ist, eine bestimmte Seitenzahl zu fuellen und nicht immer weiss, ob man das rechte kriegt. Die ganze Sache wird vorbereitet durch ein Executive Committee, bestehend aus Richard P. McKeon,¹⁹ Professor fuer Griechisch und Philosophie, Dean of Humanities, U.o.Ch., Colwell, Professor of New Testament Literature, Dean of the Divinity School, und meiner Wenigkeit. McKeon und Colwell²⁰ sind ausgezeichnete Leute. Das Institute soll keine Interfaith-activity darstellen, obwohl wir in praxi aus sind, Juden, Katholiken und Protestanten zu kriegen. Wir wollen den Rest des Jahres benutzen, Geld zu kriegen, wobei natuerlich mit den good will implications heftig gewunken werden soll. Aber- das ist alles noch Zukunftsmusik und ob was draus wird von Bestand, haengt sicherlich stark von Marshall Timoshenko ab.*²¹

QUELLE

AR 349, Fritz Bamberger Collection, Leo Baeck Institut New York; Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Leo Baeck Instituts New York.

¹⁹ Richard McKeon (1900–1985) war ein bedeutender amerikanischer Philosoph mit umfassenden intellektuellen Interessen.

²⁰ Ernest Colwell (1901–1974) sollte später Präsident der University of Chicago werden.

²¹ Marschall Semyon Timoschenko war Oberbefehlshaber der sowjetischen Armee. Der Krieg verhinderte offenbar, dass dieses ehrgeizige Projekt verwirklicht werden konnte. Während er seinen Plan formulierte, mag Bamberger an seine früheren Erfahrungen mit dem Forschungsinstitut der Akademie für die Wissenschaft des Judentums im Berlin der Weimarer Republik gedacht haben.

FRITZ BAMBERGER
425 BELMONT AVENUE
CHICAGO, ILLINOIS

31. Dezember 1939

Liebe Freunde:

herzlichen Dank für Ihren "klimatisch" so aufschlussreichen Brief. Ich lese gerade mit grossem Vergnügen und zu meiner intensiven Belehrung ein gerade erschienenenes Buch "Ideas are weapons The history and uses of ideas" von Max Lerner, dem früheren Herausgeber der "Nation". Ein grossartiges Buch, Sammlung früherer Essays dieses Mannes, das ich dringend empfehle. Der rezensiert ein Buch von Carl Becker, The Heavenly City of the Eighteenth-Century Philosophy, New Haven, Yale University Press 1932, und lobt darin die Konzeption der verschiedenen "climates of opinion", die dieser Mann im 18. Jh aufspürt. Wir geben uns dem angenehm überzeugenden Gefühl hin, dass das Shreveporter Klima und das spezielle Strausssche Klima, trotz der gelegentlichen Schauder, für die Zeit des ersten adjustment gerade richtig temperiert sind (ein gutes, Akklimatisierungs-Klima). Das wäre nun Punkt 1. Soweit ich weiss, ist das New Yorker Klima um den Herrn Dushkin herum noch sehr unbeständig. Dr. D. ist der Vorgänger von Honor, der ^{von hier} als Prof. für Pädagogik nach Jerusalem ging, auch Direktor dort des Lehrerseminars war. Die Stiftung ist aus der Nachlassenschaft des früheren Inhabers der NYer Modenfirma Altmann gemacht, Orthodoxe und Zionisten beklagen sich darüber, dass ein jetzt eingesetztes Kuratorium aus den rückständigsten und an jüd. Erziehung nicht interessierten Männern sich zusammensetze, dass man nicht wisse, ob der Herr Dushkin sich da durchsetze usw. usw., anstatt froh zu sein, dass die Million zunächst mal da ist. Ich möchte Ihnen raten, da zunächst nichts anzubahnen und überhaupt in dem ersten oder andert-halbsten Jahr das Klima und die Denomination nicht zu ändern. Alles, was wir hier lernen müssen, können Sie dort hinter sich bringen, und die Tatsache, dass Sie ihren amerikanischen Koscherstempel von den Methodisten bekommen haben, that means something. Wie der Herr D. sich seine Arbeit denkt werden wir nächste Woche autoritativ hören. Einladung liegt bei!

Mit Büchern, wie gewünscht, kann ich leider kaum dienen. Blieb alles bei Herrn Hitler und den Ramscheuren, denen ich zu Alibizwecken diese Bücher für einen Pappenstiel (Jmy) verkauft habe. Von Psychologie habe ich Spranger, Lebensformen, Psychologie des Jugendalters (beide, aus Pietät mitgenommen, erscheinen mir heute dürftiger als je), von älterer Psychologie vieles in Originaldrucken, sagen wir z. B. Brentano, Carus usw. Aber das liegt ja ausserhalb Ihres Bereichs. Dilthey, Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie könnte Ihnen ev. wichtig werden. Freud übrigens habe ich auch, aber das lesen Sie besser übersetzt, der Terminologie wegen. Von dem hier sehr

spankling!

modernen Gestaltism habe ich nichts. Geschichte der Pädagogik: Fehlannonce (gerade fällt mir ein bzw. auf: Heubaum, Geschichte des dtsh Bildungswesens I ist da, kommt aber wohl auch nicht in Betracht).

Dass die Shreveporter das Wort "Vortragshonorar" in ihrem Wörterbuch nicht haben, tut mir aufrichtigst leid. Das sind so die Atavismen der Sklavenstaaten. Werden wir im nächsten Sezessionskrieg endgültig eliminieren. Opinion ist eine einigermaßen gute Zeitschrift. Schicken Sie etwas an Stephen Wise über Slonimsky. Liste der Zeitungen zu schicken ist schlecht, es gibt zu viel. Schicken Sie mir ein paar Titel mit kurzer Inhaltsangabe, was Sie liefern können. Der Herausgeber der grössten Chicagoer jüdischen Zeitschrift, eines furchtbaren Mistblattes nebenbei, ist Hörer in meiner Geschichtsvorlesung. Ein sehr wendiger und windiger Bursche, der gute Beziehungen hat. Überlegen Sie sich auch einmal, was Sie an allgemeinen Themen haben. So etwas wird durch Agenten untergebracht. Inhaltsangabe in Überschriften oder Thesis in etwa 10 Sätzen. Können Sie den Tod der dt. Frauenbewegung prickelnd beschreiben? Motto aus dem Brief Himmlers an die SS, vor dem Auszug an die Front die deutsche Jungfrau auf Kosten des Staats bzw. der Grosseltern zu unehelichen Müttern zu machen.

✓
wichtig
zu
den-
genke

Mrs. Asher, Jewish Charities, 130 North Wellsstreet habe ich den Dank des Hauses Strauss noch nicht ausgesprochen. Ich glaube, es ist netter, wenn Sie ein paar Zeilen schreiben. Die Dame hat übrigens Beziehungen zu Sh., wie wir dieser Tage zufällig hörten. Sie ist die Schwiegermutter jetzt eines Dr. Friedberg geworden. Dessen Grossmutter ist die hoch in den Achzigern stehende Shreveporterin, die wir Ihnen gesprochen hatten. Leider habe ich den Namen der alten Dame nicht parat.

Michael hat mir einen Brief diktiert, der beiliegt. Der Kerl wird gross und grösser. Er hat eine grosse Zeit gehabt, da der Chanukkamann jeden Abend kam. Er hat natürlich nicht alle Wünsche erfüllen können. Die Rolltreppe im Closet, damit er schnell zu seinem Bücherbrett könne, ist nicht gekommen. Aber manches andere, auch Goldfische. Von Baby Wauwau genannt: "Papa, Wauwau baden."

Von Zimmermann hatte ich einen Katalog mit herrlichen Sachen: deutsches illustr. 19. Jh. Schäfer schreibt jetzt viel: man bemüht sich, ihn nach Schweden zu bringen. Sobotker, der auch angekommen ist, schrieb mir darüber. Ich will mal sehen, was ich an Briefen von Interesse Ihnen beilegen kann. Heute Abend gehen wir zum Russischen Ballett. Es ist sehr kalt geworden. Immerhin wollen wir anschliessend mal durch die Strassen stromern.

Alles Gute zum Neuen Jahrzehnt. Swarsenski hat in seiner letzten Freitag Abend Predigt eingehend vorausgesagt, was es bringen wird. Ich möchte mich Erw 1950 mit ihm mal drüber unterhalten.

Die herzlichsten Grüsse von uns allen

Ihr

Tim Baumann

Kommentar

Fritz Bamberger (1902–1984) war ein deutsch-jüdischer Wissenschaftler und Lehrer. Er zählte zu den Flüchtlingen, die sich, obwohl sie aus Deutschland fliehen mussten, in den USA einer erfolgreichen Karriere erfreuen konnten. Er wurde in Frankfurt am Main geboren und verbrachte seine Kindheit und Jugend in Gelsenkirchen. Später siedelte er nach Berlin über, wo er Philosophie, Literatur und Orientalische Sprachen studierte. Die Universität verlieh ihm im Alter von nur 21 Jahren die philosophische Doktorwürde. Während seiner Zeit an der Universität wurde er besonders von den Schriften Johann Gottfried Herders und Wilhelm Diltheys beeinflusst, wie auch von einem seiner Berliner Lehrer: Ernst Troeltsch. Bamberger empfand es als Ehre, ein Seminar dieses Geschichts- und Religionsphilosophen besucht zu haben. Aus seinen Studien zog Bamberger ein Leitprinzip für sein Leben: die Vorstellung, dass Wissenschaft in enger Beziehung zu Bildung existieren könne; ein Ideal, dass ihm stets als Wegweiser diente.

Gleichzeitig zu seinen Studien an der Universität schrieb sich Bamberger an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums ein, nicht aber als Rabbinatsstudent, sondern in einem nicht-theologischen Curriculum. Er wollte kein Rabbiner werden, sondern sich eher dem Studium jüdischer Philosophie widmen. Im Jahre 1926 war er der erste Student an der Hochschule, der die sogenannte „wissenschaftliche Abschlussprüfung“ erfolgreich bestand. Ihm folgte später nur noch Abraham Joshua Heschel. An der Hochschule war sein wichtigster Lehrer Julius Guttmann. Obwohl die beiden in mancher Hinsicht nicht übereinstimmten, bewunderte Bamberger Guttmanns klare Denkweise, sein Beharren auf liebendem Mitgefühl als Voraussetzung für wissenschaftliches Verstehen sowie seine Ablehnung der Romantik.

Idealerweise hätte Bamberger in Deutschland eine akademische Stelle angetreten, aber diese gab es für einen Gelehrten jüdischer Philosophie damals nicht. Die reizvollste Alternative war, sich unter der Ägide der Akademie für die Wissenschaft des Judentums weiteren Studien zu widmen. Die Akademie war 1922 in Berlin gegründet worden und hatte ein Forschungsinstitut, das damals von Guttmann geleitet wurde. Im Alter von 24 Jahren wurde Bamberger der jüngste der 25 Wissenschaftler, die jemals an der Akademie einen Forschungsauftrag erhielten. Zu seinen Aufgaben an der Akademie gehörte



1 Fritz Bamberger

die Mitarbeit an dem wohl ehrgeizigsten Projekt des Instituts: der sogenannten „Jubiläumsausgabe“. Diese umfassende kritische Edition der Werke Moses Mendelssohns erschien erstmalig 1929 anlässlich des 200. Geburtstages und war auf 16 Foliobände angelegt, von denen nur sieben bis zur Auflösung des Verlages 1938 publiziert werden konnten. Zusammen mit Leo Strauss, der später als Professor an der University of Chicago einer der führenden Politischen Philosophen des 20. Jahrhunderts werden sollte, wurde Bamberger die Verantwortung für Mendelssohns allgemeine philosophische, ästhetische und literarische Werke übertragen. Außer Spinoza war Mendelssohn derjenige jüdische Philosoph, der weiterhin die größte Anziehungskraft auf Bamberger ausübte.

Zurück zu Bamberger

Unter den Mitarbeitern am Mendelssohn-Projekt war auch Bruno Strauss (1889–1969). Ebenso wie Bamberger hatte Strauss Philosophie studiert, allerdings in Marburg, wo einer seiner Professoren der jüdische Philosoph Hermann Cohen gewesen war. 1924 war Strauss der Herausgeber einer posthumen Ausgabe von Cohens Jüdischen Schriften. Im Gegensatz zu Bamberger hatte Strauss neben Philosophie auch Germanistik studiert und hatte ein starkes Interesse an deutscher Geschichte. Wahrscheinlich bekam Strauss aus diesem Grund den Auftrag, den Mendelssohn-Band zu bearbeiten, der dessen Briefe in deutscher Sprache enthielt (seine hebräischen Briefen sollten separat erscheinen). Offensichtlich verkehrten Bamberger und Strauss in Deutschland in denselben Kreisen und schlossen eine Freundschaft, die sich auch über den Ozean hinweg fortsetzte.

Als die Akademie 1934 Opfer der Weltwirtschaftskrise und der durch die Nazis verursachten Verarmung der jüdischen Gemeinde wurde, war eine der Folgen, dass die Mitarbeiter der Edition nicht mehr entlohnt werden konnten. Bamberger und Bruno Strauss verdienten sich von da an beide ihren Lebensunterhalt als Lehrer an den jüdischen Schulen in Berlin. Auch blieben sie beide bis 1939 in Deutschland. Beide hatten sie Familie. Strauss' Ehefrau war die prominente jüdische Feminis-

tin, Gelehrte und Autorin Bertha Badt-Strauss, eine der ersten Frauen, denen in Preußen ein Dokortitel verliehen wurde.

Bamberger ließ sich nach der Emigration in die Vereinigten Staaten in Chicago nieder, wo er Professor für Jüdische Philosophie und Direktor der Bibliothek am College of Jewish Studies wurde, dem heutigen Spertus College – einer Institution, die 1924 vor allem zur Ausbildung jüdischer Lehrer eingerichtet worden war. Er unterrichtete auch gelegentlich an der Zweigstelle der University of Chicago, die sich im Zentrum der Stadt befand. Bruno Strauss' Zielort war Shreveport, Louisiana, wo er die nächsten 25 Jahre, bis 1964, als Professor für Germanistik, Philosophie und Geschichte am dortigen Centenary College unterrichten sollte, einer kleinen Institution für Geisteswissenschaften, die sich auf Sprachen, Philosophie, Geschichte und Literatur konzentrierte. Während Bruno Strauss alters- und krankheitsbedingt an seiner akademischen Stelle verblieb, zogen Bambergers umfassendere Talente ihn bald von der Lehre und der Wissenschaft hin zum Journalismus, dem schon in Deutschland sein Interesse gegolten hatte. Bereits 1948 war er der verantwortliche Redakteur für *Coronet Magazine*, eine populäre Publikation desselben Unternehmens, das auch *Esquire Magazine* für Männer herausgab. Erst relativ spät im Leben kehrte er ins akademische Milieu zurück, als er 1962 Professor für Geistesgeschichte und Assistent des Präsidenten des rabbinischen Seminars der jüdischen Reformbewegung, des Hebrew Union College-Jewish Institute of Religion, wurde. Nach seinem Umzug nach New York war er auch lange Zeit Vizepräsident des amerikanischen Zweiges des Leo Baeck Instituts.

Bamberger scheint die Vereinigten Staaten einige Monate vor Bruno Strauss erreicht zu haben, da sein erster uns erhaltener Brief an Strauss mit dem Datum des 26. Oktober 1939 die Familie Strauss willkommen heißt und verkündet: „Wir sind terribly froh, dass Sie es geschafft haben und wünschen für die neue Epoche alles Gute und einen guten Start. Besonders froh sind wir auch, dass nun die Unsicherheit über Ihr Schicksal be-



2 Bruno Strauss

endet ist.,, Die darauffolgende Korrespondenz ist leider nur von Bambergers Seite erhalten geblieben, weswegen wir von Bruno Strauss' Lebenssituation nur durch die gelegentlichen Briefe seines Freundes erfahren.

Ich habe Ausschnitte aus vier Briefen aus dem Zeitraum von 1939 bis 1942 ausgewählt. Sie reflektieren die Probleme, die Sorgen und die Freuden eines immigrierten jüdischen Gelehrten während seiner ersten Jahre in Amerika. Sehr dankbar bin ich Michael Bamberger und Gabrielle Bamberger sowie dem Leo Baeck Institut in New York für die Erlaubnis, diese Briefe zu veröffentlichen.

BILDNACHWEIS
Abb. 1 und 2: Mit freundlicher Genehmigung des Leo Baeck Instituts New York.

Friedrich Wilhelm Graf

„meine innere Zugehörigkeit zum Judentum“

Ernst Cassirer erläutert Paul Tillich seine komplexe deutsch-jüdische Identität

In ihrem autobiographischen Bericht *„Mein Leben mit Ernst Cassirer“* hat Toni Cassirer auch über einen „langen persönlichen Brief“ berichtet, in dem Ernst Cassirer dem am Union Theological Seminary lehrenden protestantischen Theologen Paul Tillich „die Gründe seiner Ablehnung zum Beitritt“ in das „Council for a Democratic Germany“ „klar“ legte.¹

„Es war mir leider nicht möglich, diesen wichtigen Brief zurückzuerhalten, und da Ernst alles handschriftlich schrieb, besitze ich keine Kopie.“ Doch konnte sich Toni Cassirer in ihrem im März 1948 abgeschlossenen autobiographischen Bericht erstaunlich gut an den Inhalt des Briefes vom 19. März 1944 erinnern. „Der Inhalt war ungefähr folgender: Vor allem, so schrieb er, würde er als Jude im jetzigen Augenblick keinesfalls an einem Plan zum Wiederaufbau von Deutschland mitarbeiten. Aber ganz abgesehen von diesem Punkte, der für Tillich und viele andere keine Geltung hätte, sollten sie sich klar darüber werden, dass sie alle, die die letzten Jahre außerhalb von Deutschland zugebracht hätten, genau so zu den ‚fremden Elementen‘ gehörten, wie diejenigen, die ihr Aufruf auszusprechen wünschte. Keiner, der nicht im Lande geblieben war, könnte sich ein Bild davon machen, in welcher geistigen Verfassung das Volk sich befände. Nur den zu Hause Gebliebenen müßte die Entscheidung überlassen bleiben, in welcher Form der Wiederaufbau vor sich gehen sollte. Was die starken demokratischen Strömungen anbelangt, die der Aufruf voraussetzt, so müsse er, Ernst, doch sagen, dass ihm von einem nennenswerten Ausmaß dieser Bewegung bisher nichts bekannt geworden wäre, und dass er Tillichs Optimismus in dieser Beziehung ganz und gar nicht teilen könnte. Er sähe nirgends einen Anhaltspunkt für die Annahme, dass Deutschland an ei-

¹ Toni Cassirer: *Mein Leben mit Ernst Cassirer*. Hildesheim 1981, S. 324.



1 Ernst Cassirer

nem innerlichen Wendepunkt stände, lediglich, dass man an dem endgültigen Sieg zu zweifeln begann.“²

Wann Ernst Cassirer, Jahrgang 1874, und der zwölf Jahre jüngere Paul Tillich sich erstmals begegneten, hat sich bisher nicht klären lassen. Zu vermuten ist, dass dies im Kontext der Berliner Universität oder aber in der Berliner Sektion der Kant-Gesellschaft geschah. Der nicht nur in Theologie, sondern auch in Philosophie promovierte Feldgeistliche und Hallenser Privatdozent der Systematischen Theologie Tillich war am 15. Dezember 1918 aus dem Militärdienst entlassen worden und konnte sich noch im selben Monat von Halle nach Berlin umhabilitieren; hier hielt er im Januar 1919 seine Antrittsvorlesung über „Das Dasein Gottes und die Religionspsychologie“. Auch nutzte er die Vortragsabende der Berliner Kant-Gesellschaft, um auf sich aufmerksam zu machen. Am 16. April 1919 hielt Tillich im Flugverband-Haus vor der Berliner Sektion der Kant-Gesellschaft den bald viel diskutierten Vortrag „Ueber die Idee einer Theologie der Kultur“. Wenige Tage später, am 25. April 1919, begann er an der Friedrich-Wilhelms-Universität mit seiner ersten Vorlesung über „Das Christentum und die Gesellschaftsprobleme der Gegenwart“. Auch Ernst Cassirer lehrte in diesem Sommersemester noch in Berlin. Den Ruf nach Hamburg erhielt er erst am 7. Juni 1919; er nahm ihn am 16. Juni an, zog im August 1919 nach Hamburg in die Blumenstraße 26, erhielt hier am 6. Oktober seine Berufungsurkunde und begann im Wintersemester 1919/20 seine Lehrtätigkeit. Es scheint sehr wahrscheinlich, dass Tillich, der philosophiehistorische Arbeiten Ernst Cassirers kannte und schätzte, sich bald nach Beginn seiner Vorlesungstätigkeit in Berlin bei dem Philosophen vorstellte. Tillich wurde damals von einem engen jüdischen Freund, dem Bankierssohn Hugo Simon, gefördert.

Über mögliche weitere Kontakte zwischen Cassirer und Tillich ist nur wenig bekannt. Genau belegt ist jedoch ein Zusammentreffen in Hamburg, im Umfeld der Kulturwissenschaftlichen Bibliothek Warburg. Auf Einladung von Fritz Saxl und mit finanzieller Unterstützung der Bibliothek reiste Tillich am Sonntag, dem 3. Juli 1921, nach Hamburg, wo er den Abend mit den Ehepaaren Saxl und Cassirer verbrachte.³ Am Montag,

² Toni Cassirer, ebd.

³ Dazu siehe den Brief Mary Warburgs an Aby Warburg vom 4. Juli 1921, Bestand WIA GC/35635, The Warburg Institute, London.

dem 4. Juli 1921 arbeitete er mit großer Begeisterung in der Bibliothek, und am Tag darauf reiste er nach Berlin zurück.⁴

Von der Bibliothek war er ebenso begeistert wie Ernst Cassirer. In der englischsprachigen Zusammenfassung eines am 13. Juli 1921 geschriebenen Briefes von Fritz Saxl an Aby Warburg heißt es zu Tillichs Besuch: „Tillich and Cassirer are agreed that they would love to be sentenced to spend some years in Warburg's library.“⁵

Auch ein Aufsatz „Zur Einführung in die Bibliothek Warburg“, dessen Manuskript Tillich im Oktober an Karl Ludwig Schmidt, den Herausgeber der *Theologischen Blätter*, geschickt hatte, lässt große Begeisterung erkennen;⁶ im Dezember 1922 schickte Tillich dann Fritz Saxl ein Heft der *Blätter* mit seinem Aufsatz.⁷ Dieser leitete das Heft dann gleich an Aby Warburg weiter.⁸

Ob sich Cassirer und Tillich später noch begegneten, etwa bei gemeinsamen engen Freunden wie dem Neurologen Kurt Goldstein und seiner Frau Eva Goldstein, geborene Rothmann, oder bei Kongressen der Kant-Gesellschaft, hat sich bisher nicht klären lassen. Am 7. November 1929 nimmt Tillich an der „prunkvollen Feier“ teil, mit der Cassirer sein Amt als Rektor der Universität Hamburg übernahm.⁹ Aber Cassirer und Tillich blieben miteinander in Kontakt. Im Briefband der Ausgabe von Cassirers *Nachgelassene(n) Manuskripte(n) und Texte(n)* findet sich ein Hinweis auf einen Brief Tillichs an Cassirer, geschrieben am 7. Juli 1933 im Ostseebad Sassnitz auf Rügen.¹⁰

⁴ Brief Mary Warburgs an Frede Warburg vom 5. Juli 1921, WIA GC/33470, The Warburg Institute, London.

⁵ Das deutsche Original findet sich in: WIA GC/13331, The Warburg Institute, London. Siehe auch das Summary zum schon erwähnten Brief Mayr Warburgs an Aby Warburg vom 4. Juli 1921: „Tillich speaks of Warburg's library with the greatest admiration.“ Siehe auch: Thomas Meyer: Ernst Cassirer. Hamburg 2006, S. 103.

⁶ Paul Tillich: Renaissance und Reformation. Zur Einführung in die Bibliothek Warburg. In: *Theologische Blätter* 12 (1922), S. 267–268.

⁷ Dazu siehe die Durchschrift des Briefes von Fritz Saxl an Paul Tillich vom 22. Dezember 1922, WIA GC/13753.

⁸ Brief Mary Warburgs an Aby Warburg vom 17. Dezember 1922, WIA GC/36658, The Warburg Institute, London.

⁹ Thomas Meyer, a.a.O., S. 176.

¹⁰ Ernst Cassirer: Ausgewählter Wissenschaftlicher Briefwechsel. Als Beilage: DVD-ROM mit sämtlichen bislang aufgefundenen Briefen von und an Ernst Cassirer. Hg. von John Michael Krois unter Mitarbeit von Marion Lauschke, Claus Rosenkranz und Marcel Simon-Gadhof. Hamburg 2009, S. 372.

Die „DVD-Edition sämtlicher bislang aufgefundenen Briefe von und an Ernst Cassirer“ bietet diesen Tillich-Brief aber nicht. Doch hat er sich nun in den Beständen der Bibliothek Warburg in London nachweisen lassen. Tillich, der am 13. April 1933 von seinem Frankfurter Lehrstuhl beurlaubt worden war und sich dann wohl Ende Juni nach Sassnitz zurückgezogen hatte, bat Cassirer um Unterstützung für einen seiner jüdischen Schüler: „Lieber Herr Cassirer! Zu der Liquidation unserer bisherigen Existenz gehört die Fürsorge für Studenten, die direkt und indirekt mitgetroffen sind. Vor allem natürlich jüdischer Studenten. Ich möchte Ihnen im Zusammenhang damit jemanden empfehlen, der einige Semester lang bei mir studiert hat und sich durch ungewöhnliche philosophische Begabung auszeichnete. Er brachte mir gleich, als er in seinem ersten Semester zu mir kam, eine Arbeit über Hugo Dingler, die von großem Scharfsinn zeugt und Beweis intensiver philosophischer Arbeit auf der Schule ist.“ Gemeint ist der Jurist Heinz Weinberg. „Weinberg ist berufsmäßig Jurist, vom Referendar aber zurückgewiesen worden. Er promoviert jetzt in der philosophischen Fakultät und fragt, ob es irgend eine Möglichkeit für ihn gibt, draußen weiter zu arbeiten, da ihm hier ja jede Möglichkeit versperrt ist. Er meint, dass Sie vielleicht durch Ihre Beziehung zu Warburg die Möglichkeit hätten, ihm ein kleines Stipendium zu verschaffen. Ich wäre sehr froh, wenn das möglich wäre. Seine Adresse ist: Heinz Weinberg, Eysseneckstr. 4, Frankfurt a.M.“ Tillichs Grußformel läßt einige Vertrautheit erkennen: „Seien Sie herzlich begrüßt von Ihrem (handschriftlich) P. Tillich.“ Cassirer reagierte auf Tillichs Bitte, indem er dessen getippten Brief an Fritz Saxl schickte – mit einem handschriftlichen Zusatz auf Seite 2: „Lieber Saxl! Ich will Ihnen den obigen Brief von T. jedenfalls weiter geben – obwohl ich natürlich wenig Hoffnung hege, dass sich etwas in der Sache tun lässt. Ich harre mit großer Spannung Ihrer Nachrichten – hat mein Brief nach Leyden (postl.) Sie erreicht? Mit herzlichen Grüßen an Sie u. Frl. B. Ihr E.C.“. Mit Fräulein B. ist Dr. Gertrud Bing, die Mitarbeiterin von Aby Warburg, gemeint.

Schon in seiner Berliner Privatdozentenzeit 1919 bis Sommersemester 1924, dem Jahr als Extraordinarius in Marburg von Wintersemester 1924/25 bis Sommersemester 1925 und in den Dresdner Professorenjahren vom 1. Mai 1925 – Tillich las im Sommersemester 1925 sowohl in Marburg als auch in Dresden – bis März 1929 hatte Tillich zahlreiche jüdische Freunde: etwa Eduard Heimann und Adolf Löwe, mit denen er

im religiös-sozialistischen Kairos-Kreis zusammenarbeitete, oder den Philosophen Richard Kroner. Als er zum Sommersemester 1929 als Ordinarius für Philosophie und Soziologie, einschließlich Sozialpädagogik an die Frankfurter Universität berufen wurde, galt er schnell als „Paulus unter den Juden“. Tillich unterstützte seinen Assistenten Theodor W. Adorno bei der Habilitation, freundete sich mit Max Horkheimer, Friedrich Pollock, Leo Löwenthal, Erich Fromm und Kurt Goldstein an, knüpfte ganz enge freundschaftliche Beziehungen zu Paul und Gabriele Oppenheim, diskutierte mit seinem Duz-Freund Karl Mannheim über wissenssoziologische Fragen und förderte zahlreiche jüdische Schüler, unter ihnen Richard Plaut und Ulrich Sonnemann. Spätestens bei der Trauung seines Schülers Dolf Sternberger, der am 31. März 1931 die aus einer jüdischen Familie stammende Kunsthistorikerin Ilsebella Blankenstein, geb. Rothschild, heiratete, begegnete er der Trauzeugin Hannah Arendt, mit der er später in New York immer wieder zusammentraf. Auch mit Martin Buber und dem Berliner Gemeinderabbiner Max Wiener arbeitete Tillich in Sachen „religiöser Sozialismus“ zusammen. Mit Gershom Scholem diskutierte er über das kabbalistische Buch „Sohar“. Entschieden bekämpfte Tillich antisemitische Tendenzen in der Studentenschaft. Gegenüber Gerhard Krüger begründete Leo Strauss seine Entscheidung, mit Blick auf die geplante Habilitation Tillich um Unterstützung zu bitten, so: „Für Tillich spricht, dass er kein Antisemit ist, dass er infolge seines Konspektivismus nicht die Zugehörigkeit zu einem abgestempelten Standpunkt verlangt, dass er in Frankfurt ist.“¹¹

Nach seiner Beurlaubung folgte Tillich, mit Zustimmung des Berliner Ministeriums, im Oktober dem Ruf auf eine Visiting Professorship am Union Theological Seminary in New York; am 3. November 1933 trafen Paul, Hannah und Erdmuth Tillich im Hafen von New York ein. In der Szene der deutschen Emigranten gewann er schnell großen Einfluss, etwa als Vorsitzender der von deutschen Flüchtlingen gegründeten „Self help“, die aus Deutschland und später auch Österreich Neuankommende dabei unterstützte, sich im neuen Lande zu orientieren und vor allem eine Wohnung und einen Job zu finden. Im engen Kontakt mit jüdischen Freunden wie Leo Lö-

¹¹ Der Brief findet sich in: Leo Strauss: Hobbes' politische Wissenschaft und zugehörige Schriften – Briefe. Hg. von Heinrich und Wiebke Meier. Stuttgart/Weimar ²2008, S. 385–387, hier S. 386.

wenthal, Friedrich Pollock, Max Horkheimer, Kurt Goldstein und später auch Adolph Lowe (ursprünglich Löwe) unterstützte Tillich Hunderte von vertriebenen Juden bei ihrer Einreise in die USA. So schrieb er, um nur zwei Beispiele zu nennen, Gutachten für Hannah Blücher-Arendt und sorgte gemeinsam mit Reinhold Niebuhr dafür, dass (der protestantisch getaufte) Karl Löwith aus Japan in die USA einreisen konnte und hier eine Dozentenstelle am Hartford Theological Seminary in Hartford, Connecticut, erhielt. Auch knüpfte Tillich enge Kontakte zu jüdischen Hilfswerken und prominenten Vertretern jüdischer Organisationen. Nach den Novemberpogromen 1938 sprach er im Madison Square Garden bei einer großen Protestversammlung gegen Hitlers Judenverfolgung. Auch unterstützte Tillich das sog. „Antisemitismus-Projekt“ des Instituts für Sozialforschung in New York. Mehrfach hielt Tillich Vorträge im Jewish Theological Seminary of America, das direkt gegenüber dem Union liegt. Zudem sind mehrere Vorträge vor der New Yorker YMHA (Young Men's Hebrew Association) und Predigten in diversen Synagogen belegt. Vergleichsweise früh schon trat Tillich, in entschiedener Kritik des amerikanischen *main line* Protestantismus und hier insbesondere des Federal Council of Churches, für einen eigenen Staat der Juden in Palästina ein. Seit spätestens Beginn der 1940er Jahre verstand Tillich sich als christlicher Zionist. Im Frühsommer 1942 gründete er gemeinsam mit Reinhold Niebuhr das Christian Council on Palestine und ließ sich in dessen Board wählen.

Am Morgen des 4. Juni 1941 trafen auf dem schwedischen Frachtschiff „Remmaren“ auch Toni und Ernst Cassirer im Hafen von New York ein. „Kurt Goldstein kam schon am ersten Abend von Boston nach New York, um uns zu begrüßen. Es wimmelte von alten Freunden und Kollegen. Richard Höningwald, durch lange Jahre in wissenschaftlicher Verbindung mit Ernst, erschien auch plötzlich auf der Bildfläche.“¹²

Spätestens durch Kurt Goldstein dürfte Tillich von der Ankunft der Cassirers in New York erfahren haben. Ob er zu den „alten Freunden und Kollegen“ gehörte, die die Neuankömmlinge in ihrem Hotel begrüßten, ist unklar. In seinem Brief an Tillich spricht Cassirer „mein herzlichstes Bedauern darüber“ aus, „dass wir beide uns so lange nicht gesehen“. „Ich hätte sehr vieles mit Ihnen zu besprechen ...“. Dies lässt vermuten,

¹² Toni Cassirer: a.a.O., S. 290f.

dass sich die beiden Emigranten nach der Ankunft der Cassirers in den USA wiederbegegnen – wo auch immer. In der Zeit, in der Ernst Cassirer in Yale lehrte, war Tillich mehrfach an der Yale Divinity School zu Gast. So nahm er vom 7. bis 9. Mai 1943 hier am 20th Meeting der Theological Discussion Group aktiv teil, mit einem Vortrag über „Present World Situation and Christian Message“. Auch kann es Tillich, der selbst an der Columbia University religionsphilosophische Vorlesungen und Seminare hielt und als Mitglied der „Columbia-Union Philosophy Group“ in engem Kontakt zu den Professoren des Philosophy Department stand, nicht entgangen sein, dass Cassirer im Januar 1944 von Columbia University eine Einladung erhielt, eine Gastprofessur zu übernehmen.

Der im Folgenden edierte Brief steht im Kontext der Gründung des „Council for a Democratic Germany“. Dessen komplizierte Gründungsgeschichte ist hier nur ganz kurz zu erzählen.¹³ Nachdem am 12. und 13. Juli 1943 in Krasnogorsk das „Nationalkomitee Freies Deutschland“ gegründet worden war, diskutierten auch deutsche Emigranten in den USA Pläne zur Gründung eines „Free Germany“-Komitees, das in den zunehmend heftiger geführten Kontroversen um die Neuordnung Europas nach Kriegsende und speziell die Zukunft Deutschlands die Stimme der deutschen Emigration vernehmbar machen sollte. Beispielsweise kamen am 1. August 1943 bei Hans und Salka Viertel Thomas Mann, Heinrich Mann, Lion Feuchtwanger, Bruno Frank, Ludwig Marcuse, Hans Reichenbach und Bertolt Brecht zusammen, um eine gemeinsame Erklärung zu entwerfen; Thomas Mann zog seine Unterschrift zu Brechts Verärgerung schon am Tag darauf zurück. Tillich riet, laut Brechts „Arbeitsjournal“, von der Publikation der Erklärung ab, beteiligte sich in New York aber intensiv an Gesprächen zur Gründung eines politischen Komitees. So kamen am 4. November 1943 im New Yorker Hotelzimmer Thomas Manns Tillich, Paul Hagen, Paul Hertz, Hans Staudinger, Carl Zuckmayer und Bertolt Brecht zusammen, um über das geplante „Committee“ zu beraten.¹⁴

¹³ Zu den Einzelheiten siehe: Ursula Langkau-Alex/Thomas M. Ruprecht (Hg.): Was soll aus Deutschland werden? Der Council for a Democratic Germany in New York 1944–1945. Aufsätze und Dokumente. Frankfurt/New York 1995.

¹⁴ Dazu siehe Klaus Harpprecht: Thomas Mann. Eine Biographie. Reinbek bei Hamburg 1995, S. 1372f.

Sozialdemokraten und Kommunisten, bürgerlich Liberale und einige wenige Liberalkonservative einigten sich nach langen Debatten schließlich auf eine Erklärung, die dann an führende Vertreter der deutschen Emigration geschickt wurde, mit der Bitte, sie noch vor der Publikation zu unterzeichnen. Als Thomas Mann, der in den USA bekannteste Vertreter der deutschen Emigration, sich nach Rücksprache mit einem hohen Beamten des State Department bei einer Sitzung im New Yorker Bedford Hotel am 26. November 1943 weigerte, den Vorsitz zu übernehmen, drängte Bert Brecht, der vom 15. November 1943 bis 22. März 1944 in New York lebte, Paul Tillich, zumindest kommissarisch als Vorsitzender zu fungieren. Zur Gründung des Council notierte er in seinem „Arbeitsjournal“ am 19. November 1943: „hauptinitiative budzislawski und tillich“.¹⁵

In der Tat nahm Tillich die neue Aufgabe mit großem Engagement und Arbeitseinsatz sehr ernst. Am Dienstag, dem 14. März 1944, erklärte er sich bereit, ca. 100 bis 150 Persönlichkeiten der deutschen Emigration das „Programm für ein Demokratisches Deutschland“ zu schicken, mit der Bitte, an der Arbeit des Council teilzunehmen und ihr Einverständnis mit dem Aufruf zu erklären. So schrieb er unter anderem an Max Horkheimer, Hans Sahl, Erwin Panofsky, Wolfgang Stressemann, Siegfried Marck, Erich Fromm, Veit Valentin, Herbert Marcuse und Ernst Cassirer. Dieser Brief Tillichs an Cassirer hat sich bisher nicht finden lassen.

Auch stand Tillich in Sachen „Council“ in Kontakt mit Eugen Rosenstock-Huussy, Oscar Homolka, Elisabeth Bergner, Fritz Kortner, Peter Lorre und Lion Feuchtwanger. Nach der feierlichen Gründung des Council am Samstag, dem 17. Juni 1944, konnte Tillich vierzehn Tage später, am Wochenende des 1. und 2. Juli, in Hyde Park, dem Wohnsitz der Roosevelts, den Präsidenten in einem längeren Gespräch über die Ziele des „Council“ informieren. Irgendeinen relevanten Einfluss auf die Nachkriegsplanungen der US-Behörden gewannen die im „Council“ mitarbeitenden Emigranten, die zu einem Großteil inzwischen US-Bürger geworden waren, aber nicht.

¹⁵ Bertold Brecht: Arbeitsjournal, Zweiter Band 1942 bis 1955. Hg. von Werner Hecht. Frankfurt am Main 1973, S. 645. Gemeint ist der aus einer jüdischen Familie stammende Journalist Hermann Budzislawski, der 1933 nach Zürich und 1934 weiter nach Prag geflohen war und nach seiner Internierung in Frankreich 1940 nach New York gekommen war.

Der vierseitige handschriftliche Brief Ernst Cassirers an Paul Tillich ist der einzige mir (derzeit) bekannte Absagebrief. Zu recht sprach Toni Cassirer von einem „wichtigen Brief“. Die ausgesuchte Höflichkeit, mit der Cassirer Tillichs Bitte um öffentliche Unterstützung der Erklärung ablehnt, spiegelt souveräne Nachdenklichkeit. „Und nun, lieber Herr Tillich, muss ich Sie leider enttäuschen – was mir gerade Ihnen gegenüber nicht leicht fällt.“ Cassirer spricht davon, dass er sich „nach reiflicher Erwägung ... leider nicht entschliessen“ könne, „Ihren Aufruf zu unterzeichnen“. Er teilt die im Council vertretene Kritik an jenen, die Deutschland nach der Niederlage „erziehen“ wollen. Aber er sieht noch keine „Anzeichen“ eines „Erwachens“ für eine demokratische Neuordnung und hält es, jedenfalls „in diesem Zeitpunkt“, für falsch, den Deutschen von außen Ratschläge zu erteilen.

Dann kommt Cassirer auf die „beiden Seelen“ in seiner Brust zu sprechen: die jüdische und die deutsche Seele. „Für mich ist ja, durch meine innere Zugehörigkeit zum Judentum, das Problem auch doppelt und dreifach kompliziert – und ich kann mich nicht darüber wundern, dass meine Stellung, so einfach und selbstverständlich sie mir erschien, auch bei meinen nächsten Freunden oft missdeutet worden ist.“ Cassirer betont nun die Kontinuität seiner Deutungsarbeit an spezifisch deutschen geistigen Traditionen: „Ich habe auch in den schlimmsten und furchtbarsten Jahren meine Gesinnung gegenüber der deutschen Kultur und der deutschen Geistesgeschichte nie geändert und nie verleugnet.“ Auch in der Emigration habe er „an diesen Dingen weiterzuarbeiten gesucht“, aber „damit oft das Missfallen und den Widerspruch meiner jüdischen Freunde erregt, die einen Bruch mit allem Deutschen von mir erwarteten und verlangten“. „Aber diesen Bruch – selbst wenn ich ihn als gerechtfertigt hätte anerkennen müssen – konnte ich einfach nicht vollziehen – ich hätte damit mich selbst und meine bisherige Arbeit aufgeben müssen“. Dennoch: „Was aber das heutige Deutschland und die jetzt lebende Generation betrifft – so sind für mich alle Brücken abgebrochen. Ich kann kaum über dieses Deutschland sprechen – geschweige, dass ich öffentlich für es sprechen könnte.“ Trotz der Hoffnung, „dass Deutschland dereinst wieder den Weg finden wird, der es zu sich selber und seinem geistigen zurückführen wird“, sieht Cassirer die Zukunft Deutschlands pessimistisch. Die Emigranten könnten bei der gebotenen Selbstbesinnung Deutschlands nichts helfen: „unser Schicksal ist es, dass wir inzwi-



2 Paul Tillich

schen die ‚Ausländer‘ geworden sind, von denen für diesen inneren Gesundungsprozess, nichts zu erwarten und nichts zu hoffen ist.“ An eine politische Zukunft Deutschlands „im Sinne der westlichen Demokratien“ glaubt der jüdische Meisterdeuter deutschen Geistes nicht. Er erwartet eine Radikalisierung von Antiamerikanismus und „Hass“ auf England, „der dem Juden Hass nichts nachgeben – vielleicht ihn überbieten wird“.

Zur Gelehrtenkultur gehört es, Kollegen Sonderdrucke neuer Arbeiten zu schicken. Ernst Cassirer kündigt Paul Tillich an, ihm demnächst „zwei kleinere Arbeiten“ zuzusenden, die, das verdient Beachtung, die „beiden Seelen“ in seiner Brust spiegeln: „die eine Arbeit“, einen in Yale gehaltenen Vortrag über „Goethe und die Kantische Philosophie“, sowie „die andere über ‚Judaism and the modern political myths‘“. Diese beiden Arbeiten sollen Tillich „einen Einblick“ in die „beiden Seelen“ vermitteln, „die in meiner Brust wohnen – und die doch im letzten Grunde nur eine Seele sind“. Eigene Beachtung verdient der Eingangssatz zum Schlußabsatz des Briefes: „Das alles, lieber Herr Tillich, musste ich Ihnen so deutlich und ausführlich sagen, weil mir viel daran liegt, gerade von Ihnen nicht missverstanden zu werden.“ Das lässt auf einige Vertrautheit schließen, vielleicht auch auf ein Wissen darum, was Tillich gemeinsam mit jüdischen Freunden alles für die Unterstützung vertriebener jüdischer Deutscher getan hat. Auch die Grußformel „mit vielen herzlichen Grüßen“ lässt Nähe erkennen. Der besondere Reiz dieses „wichtigen Briefes“ liegt darin, wie Ernst Cassirer hier die Spannungen zwischen seinen „beiden Seelen“ anspricht und zugleich daran festhält, dass sie „doch im letzten Grunde nur eine Seele sind“. In keinem anderen überlieferten Brief spricht Ernst Cassirer so offen über sein Judesein und die zwar schwierig gewordene, für ihn aber existentiell wichtige Treue gegenüber einem geistigen Deutschland.

Ob Paul Tillich auf Ernst Cassirers Brief geantwortet hat? Ein solcher Brief hat sich nicht finden lassen, aber es scheint auch wenig wahrscheinlich, dass Tillich Cassirers so höfliche Absage noch einmal kommentierte. Was hätte er auch schreiben sollen?

Der im Folgenden edierte Brief ist der Cassirer-Forschung bisher nicht bekannt. Eine Kopie des Briefes habe ich am 15. Mai 2001 in München von Marion Pauck, der Ehefrau des deutschamerikanischen Kirchenhistorikers Wilhelm Pauck,

erhalten. Das Original des Briefes hat sich weder im Tillich-Nachlaß in Harvard noch im Nachlaß der Paucks finden lassen. Marion Pauck schrieb, unterstützt von Tillich und mithilfe ihres Mannes, die bis heute wichtigste Tillich-Biographie.¹⁶ Die vielfältigen teils sehr engen freundschaftlichen Beziehungen Tillichs zu deutschen wie amerikanischen Juden und sein starkes Engagement für die Gründung eines eigenen Judenstaates kommen hier aber nur am Rande in den Blick – darauf hat schon Carl Hermann Voss, ein Assistent und Schüler Paul Tillichs, einer der großen Pioniere im jüdisch-christlichen „Interfaith Dialogue“ in den USA der 1950er Jahre, in einer kritischen Rezension der Pauck-Biographie hingewiesen: „After all, the Paucks fail to deal adequately with Paul Tillich’s relationship to (1) Martin Buber; (2) the Jewish people and Judaism, Zionism, and Israel ...“¹⁷

BILDNACHWEIS

1 Felix Meiner Verlag, Hamburg.

2 http://upload.wikimedia.org/wikipedia/en/thumb/3/38/Paul_Tillich.jpg/220px-Paul_Tillich.jpg

¹⁶ Marion und Wilhelm Pauck: Paul Tillich. His Life and Thought. Volume I: Life, New York u.a. 1976. Zur Entstehung siehe: Marion Pauck: Paul Tillich in deutschen Augen. Hg. und eingeleitet von Friedrich Wilhelm Graf. In: Mitteilungen der Ernst Troeltsch Gesellschaft 22 (2011), S. 78–124.

¹⁷ Carl-Hermann Voss, Rez.: Marion und Wilhelm Pauck, Paul Tillich. His Life and Thought, Volume I: Life, New York / Hagerstown/San Francisco/London 1976. In: Midstream. A Monthly Jewish Review 1979. Vol. V, No. 4 (April 1979), S. 70–74, hier S. 70.

YALE UNIVERSITY
DEPARTMENT OF PHILOSOPHY
NEW HAVEN, CONNECTICUT

V. L. M.

March 19th, 1944

Lieber Herr Tillich.

Halten Sie vielen Dank für Ihre Briefe. Ich habe schon wiederholt, gegenüber unserem Freunde Kurt Goldkorn, mein herzlichstes Bedauern darüber ausgesprochen, daß wir beide uns so lange nicht gesehen. Ich habe sehr vieles mit Frau & Kindern, alles ist kaum noch hier aus sehr vielen Frei machen, ad non ist einmal nach New York kommen, habe ich immer so viel zu tun und so viele Dinge, die man hat & wenn ruhige Rückkommen sollte. Ich bin mit der Arbeit beschäftigt, die ich hier gewohnt, nach England - das für die persönliche und freundschaftliche Kontakte wird letzten in Form der amerikanischen Kultur & wenig Zeit.

Nachdem, lieber Herr Tillich, muss ich Sie wieder entschuldigen - was mir gerade hier gegenüber nicht leicht fällt. Nach möglichster Ermöglichung kann ich mich wieder nicht sehr entschließen, Ihre Absicht zu unterstützen. Ich möchte zunächst die Lösung, die aus ihm ergibt. Ich bin mit Frau ad den anderen Mitgliedern Ihrer Gruppe überzeugt, daß die, man heute so beschäftigt ist, Deutschland zu werden - daß die Verantwortung, was wir

Niemand helfen kann. Unser Verhältnis ist es, daß wir
 inwieweit die Ausländer Freunde sind, um deren für
 den neuen Gesundheitsprozess, nicht zu versetzen ist
 nicht zu hoffen ist. In die rechtliche Entwicklung von
 innen heraus in Sinne der weltlichen Demokratie
 glaube ich nicht. Fast alle in demnächst ist eine
 gewisse Gewalt, die sehr stark werden wird,
 wird für denartigen sein. Room mehr sein. Auch
 die Protestanten wird nur nicht herabsteigen können.
 Ich hoffe die schwere Befreiung, daß mit dem
 Krieg in Verbindung in England = und Amerikaner
 werden wird, der dem Fortschritt nicht nachgeben -
 sondern ihn überleben wird.

Das alles, sollen Herr Tillich, meinte ich
 Ihnen zu deutlich sagt es ausführlich sagen, mit
 mir ist das hier, gerade um Ihnen nicht
 missverständlich zu werden. In nächster Zeit werde ich
 Ihnen zwei kleinere Aufsätze senden, die gerade
 sehr gedruckt werden - die eine über "Gott
 und die Konkrete Philosophie" (im Verlag, der sie
 hier in German Department gehalten) - die andere

Ich, Indem auf die meisten politischen Aspekte. Ich hoffe
 Sie werden aus ihnen einen Eindruck gewinnen in die letzten
 Jahren, die in meine Arbeit stehen - und die sind in der
 Zukunft nur im Falle sind.

Mit besten Wünschen
 Ernst Cassirer

Ernst Cassirer an Paul Tillich

*Yale University
Department of Philosophy
New Haven, Connecticut¹*

March 19th, 1944

Lieber Herr Tillich.

Haben Sie vielen Dank für Ihren Brief. Ich habe schon wiederholt, gegenüber unserem Freunde Kurt Goldstein, mein herzliches Bedauern darüber ausgesprochen, daß wir beide uns so lange nicht gesehen. Ich hätte sehr vieles mit Ihnen zu besprechen, aber ich kann mich hier nur sehr selten frei machen, und wenn ich einmal nach New York komme, habe ich immer so vielerlei zu erledigen, daß keine Zeit zu einem ruhigen Zusammensein bleibt. Ich bin mit den Arbeitsbedingungen, die ich hier gefunden, recht zufrieden – aber für den persönlichen und freundschaftlichen Verkehr lässt leider die Form des amerikanischen Lebens zu wenig Zeit.

Und nun, lieber Herr Tillich, muss ich Sie leider enttäuschen – was mir gerade Ihnen gegenüber nicht leicht fällt. Nach reiflicher Erwägung kann ich mich leider nicht entschliessen, Ihren Aufruf zu unterzeichnen. Ich billige durchaus die Gesinnung, die aus ihm spricht. Ich bin mit Ihnen und den anderen Mitgliedern Ihrer Gruppe überzeugt, daß Niemand berufen und befähigt ist, Deutschland zu „erziehen“ – daß die Gesundung, wenn sie möglich ist und wenn sie einen Wert haben soll, von innen kommen muss. Aber eben deshalb glaube ich, daß wir anderen in diesem Zeitpunkt² noch schweigen müssen. Vielleicht wird später einmal die Zeit kommen, wo man Männer wie Sie in Deutschland brauchen wird. Aber dann muss der Ruf von drüben kommen. Erst wenn man selbst dort erwacht ist – und für jetzt sehe ich noch keinerlei Anzeichen solchen Erwachens –,

¹ Gedruckter Briefkopf. Rechts daneben notiert: „Nein“, darüber am oberen Seitenrand: „Cassirer“.

² Die direkt in der Transkription ausgewiesenen Unterstreichungen stammen wahrscheinlich von Cassirer. Daneben finden sich weitere Unterstreichungen einer zweiten Hand, wohl derselben, die über den Brief „Nein“ notiert und dieses unterstrichen hat. (Vgl. Anm. 1). Cassirers „diesem Zeitpunkt“ ist von ihr unterstrichen.

wenn man weiss, was geschehen ist und wieder selbständig zu urteilen wagt, wird der Rat anderer etwas fruchten können.

Für mich ist ja, durch meine innere Zugehörigkeit zum Judentum, das Problem auch doppelt³ und dreifach kompliziert – und ich kann mich nicht darüber wundern, daß meine Stellung, so einfach und selbstverständlich sie mir erschien, auch bei meinen nächsten Freunden oft missdeutet worden ist. Ich habe auch in den schlimmsten und furchtbarsten Jahren meine Gesinnung gegenüber der deutschen Kultur und der deutschen Geistesgeschichte nie geändert und nie verleugnet. Ich habe innerhalb meines bescheidenen Wirkungskreises an diesen Dingen weiterzuarbeiten gesucht, und damit oft das Missfallen und den Widerspruch meiner jüdischen Freunde erregt, die einen Bruch mit allem Deutschen von mir erwarteten und verlangten. Aber diesen Bruch – selbst wenn ich ihn als gerechtfertigt hätte anerkennen können – konnte ich einfach nicht vollziehen – ich hätte damit mich selbst und meine bisherige Arbeit aufgeben müssen. So bin ich in dieser Linie unbeirrt weitergegangen. Noch in meinem letzten Jahr in Schweden habe ich öffentliche Vorlesungen über Goethe, mitten in der Kriegszeit gehalten, die ein Interesse erregten, wie es wenigen anderen meiner akademischen Vorlesungen beschieden war.

Was aber das heutige Deutschland und die jetzt lebende Generation betrifft – so sind für mich alle Brücken abgebrochen. Ich kann kaum über dieses Deutschland sprechen – geschweige daß ich öffentlich für es sprechen⁴ könnte. Ich hege, trotz all dem Furchtbaren, was geschehen ist, noch immer die Zuversicht, daß Deutschland dereinst wieder den Weg finden wird, der es zu sich selber und seinem geistigen Wesen zurückführen wird. Aber es wird ein langer dunkler und schwerer Weg sein, bei dem Niemand helfen kann. Unser Schicksal ist es, daß wir inzwischen die „Ausländer“ geworden sind, von denen für diesen inneren Gesundungsprozess, nichts zu erwarten und nichts zu hoffen ist. An eine wirkliche Entwicklung von innen heraus im Sinne der westlichen Demokratien glaube ich nicht.

Nach all den dämonischen und irrationalen Gewalten, die jetzt entbunden worden sind, wird für derartiges kein Raum

³ „Judentum“ und „auch doppelt“ sind von zweiter Hand unterstrichen.

⁴ „Öffentlich für es sprechen“ ist von zweiter Hand unterstrichen.

mehr sein. Auch die Irredenta wird man nicht beruhigen können. Ich hege die schwere Befürchtung, daß nach diesem Krieg in Deutschland ein England- und Amerikahass bestehen wird, der dem Judenhass nichts nachgeben – vielleicht ihn überbieten wird.

Das alles, lieber Herr Tillich, musste ich Ihnen so deutlich und so ausführlich sagen, weil mir viel daran liegt, gerade von Ihnen nicht missverstanden zu werden. In nächster Zeit werde ich Ihnen zwei kleinere Arbeiten zusenden, die gerade jetzt gedruckt werden – die eine über „Goethe und die Kantische Philosophie“ (ein Vortrag, den ich hier im German Department gehalten) – die andere über „Judaism and the modern political myths“. Ich hoffe Sie werden aus Ihnen einen Einblick gewinnen in die „beiden Seelen“, die in meiner Brust wohnen – und die doch im letzten Grunde nur eine Seele sind.

QUELLE

Abdruck mit freundlicher
Genehmigung der
Yale University Press.

Mit vielen herzlichen Grüßen bin ich Ihr

Ernst Cassirer

Marie-Luise Knott

„Was Sentimentalität auch in gutem Sinne anlangt habe ich die Seele eines besseren Schlaechterhundes“

Hannah Arendt erläutert Dolf Sternberger ihre Positionen

Hannah Arendt

den 12. Juli 1948.

Lieber Dolf –

diesen Brief zu schreiben, ist mir schrecklich, denn ich haette doch erstens viel lieber nicht nein gesagt; und haette zweitens alles was ich dazu zu sagen habe, noch viel lieber auf unser lange geplantes muendliches Wiedersehen (in gewissem Sinne ist doch auch Schreiben ein Wiedersehen) verschoben. Lassen wir mal alles rein praktische beiseite; es waere zwar, wenn ich prinzipiell gewollt haette, dann schwierig genug gewesen, aber es ist wirklich nicht entscheidend. Und lassen wir auch einmal beiseite, dass ich sehr sehr gerne mit Ihnen bewiesen haette, dass Ozeane Pfuetzen sind.

Was mir ganz unmoeglich scheint, ist erstens dass ein Jude die Wandlung leitet und zweitens dass ein Jude sich damit einverstanden erklaert. Ad 1 koennen Sie natuerlich behaupten, Sie wuessten es besser; aber ich wuerde es bezweifeln. Muss ich Ihnen erzaehlen, dass Deutschland noch nie so antisemitisch war wie gerade jetzt? Dass Ihr in eine unmoegliche Situation mit mir kaemt, da ich nie auch nur zu der allerkleinsten Konzession bereit waere, etwas was Ihr Euch bereits nicht mehr vorstellen und auch gar nicht leisten koennt, was ich mir aber leisten koennen muss. Dass ich nicht die noetigen Personalkenntnisse habe und sie mir auch sicher nicht in 4 Wochen aneignen kann; dass ich Fehler machen wuerde, wie mit dem „Terror der Anstaendigen“-Kramer; dass mir eine Unmenge von Voraussetzungen fehlen, die Euch so selbstverstaendlich sind, dass Ihr sie gar nicht mehr richtig darzustellen wuesstet. Kurz: lieber Dolf, wo immer Sie sich eine Vertretung holen, Sie koennen sie nicht in jemanden finden, der seit 15 Jahren aus Deutschland weg ist und den groes-

seren Teil seines erwachsenen Lebens ausserhalb Deutschlands verbracht hat.

Ad 2: (Aber bitte glauben Sie, erst kommt ad 1)

*Ich habe einfach Angst vor Deutschland und habe nicht -- was mich diese Angst vielleicht ueberwinden liesse -- Heimweh. Auch nach Heidelberg nicht. Ich wollte kommen, um Euch wiederzusehen, wollte und will Jaspers sprechen, all das aber als Personen, Individuen, nicht als Symbole. Die allermeisten Menschen, die ich von frueher her kenne, moechte ich in meinem ganzen Leben nie wieder sehen. Ferner: Die Wandlung zu leiten besagt so oder anders an deutscher Politik teilzunehmen. Das will ich nicht, einmal nicht wegen Antisemitismus; und zweitens nicht, weil ich mich nun mal entschlossen habe, mich fuer juedische Politik verantwortlich zu fuehlen und zwei miesse Voelker sind zu viel fuer einen einzelnen Menschen. Ich habe Angst auch vor der deutschen Subalternitaet, vor dem Abgrund, der sich seit Beendigung des Krieges zwischen Deutschen (nicht Einzelnen, natuerlich) und andern Voelkern geoeffnet hat, und dessen die Deutschen, die das Ausland nur von der ganz unrepraesentativen Besatzung her kennen, sich noch nicht einmal bewusst sind. Sie wissen nicht, dass einfach kein Mensch guten Willens mehr imstande ist, zu verstehen wie dies Volk sich zu den von seiner Regierung begangenen Verbrechen gestellt hat. *) Muss ich Ihnen erzaehlen, dass die Amerikaner die Wiedergutmachungs-Gesetze haben durchsetzen muessen, dass die urspruenglichen Vorschlaege der Laender-Regierungen so unguenstig fuer die Opfer waren wie nicht einmal in Balkan-Laendern! (Ich habe vor zwei Jahren eine Aufstellung der gesamten europaeischen Gesetzgebung in dieser Sache machen muessen; die Deutschen schlugen jede Konkurrenz in Zweideutigkeit, Unanstaendigkeit und Schikane.) Warum sollte ich mich freiwillig in eine Situation bringen, wo ich dauernd von Leuten umgeben waere, die m.E. nur mit der Feuerzange anzufassen sind?*

Dies alles klingt heftiger und erbitterter als es gemeint ist. Ich weiss alle Gegenargumente; sie helfen aber nur, solange man nicht gezwungen ist, to face the music. Dies wieder kann man nur, wenn man sich unmittelbar (und nicht mittelbar wie alle Menschen) verantwortlich fuehlt. Ich fuehle mich in diesem Sinne nicht verantwortlich. Ich habe genug Kummer mit faschistischen Gruppen und Tendenzen in Palestina. Ich will keinen deutschen Kummer. Und dann: Jaspers nicht

da, Sie und vielleicht auch Ilse in Amerika und ich mutterseelenallein in einer Umgebung, in der ich mich so gut auskennen wuerde wie im Urwald.

Sicher (dh. so sicher wie eben sicher ist) ist dass ich naechstes Jahr nach Europa komme. Aber mir liegt nicht einmal sehr viel daran Frankreich wiederzusehen, das ich doch so sehr geliebt habe. Nur an einzelnen Menschen. An nichts sonst auf der Welt. Glauben Sie mir und seien Sie nicht zu entsetzt: was Sentimentalitaet auch im guten Sinne anlangt habe ich die Seele eines besseren Schlaechterhundes.

Lieber Freund, kommen Sie her fuer 6 Monate und seien Sie nicht traurig ueber diesen brutalen Brief. Und bringen Sie Ilse mit. Wir werden uns herrlichst unterhalten und ein bisschen trinken und so viele Zigaretten rauchen, wie wir nur irgend koennen.

Tee ist abgegangen, Zigaretten leider leider nicht; es war unmoeglich. Wir wirkt sich die Waehrungsreform aus!

Ich habe mich unsinnig ueber Ihre Bemerkungen anlaesslich des KZ-Artikels gefreut, hatte Angst, Sie wuerden es nicht bringen koennen. Wollen Sie mir diesmal 10 Freixemplare schicken? Ich habe eine ganze Anzahl von Freunden, fuer die es doch besser ist, dies in Deutsch als in der nicht zu guten englischen Uebersetzung zu lesen, die gerade in PR herausgekommen ist.

*Ach Dolf, es ist doch schoen, sagen zu koennen: Auf bald!
Von Herzen immer
Ihre*

Hannah.

**) Das gilt auch fuer persoenliche Beziehungen. Ich habe wirklich keinerlei Ressentiments; aber koennen Sie sich vorstellen, dass Benno von Wiese z.B. mir einen Nachdruck eines Artikels geschickt hat mit Inschrift: Irgendwelche gruesse „nach so langen Jahren“ und Punkt. Can you beat that?! Ich erzaehle dies, weil es mir typisch scheint.*

QUELLE

Literaturarchiv Marbach,
Bestand A: NL Sternberger,
Mappe 1870–71; Abdruck
mit freundlicher Genehmigung
von Mohrbooks AG
Literary Agency, Zürich.

Hannah Arendt

den 12. Juli 1948.

Lieber Dolf -

diesen Brief zu schreiben, ist mir schrecklich, denn ich haette doch erstens viel lieber nicht nein gesagt; und haette zweitens alles was ich dazu zu sagen habe, noch viel lieber auf unser lange geplantes muendliches Wiedersehen (in gewissem Sinne ist doch auch Schreiben ein Wiedersehen) verschoben. Lassen wir mal alles rein praktische beiseite; es waere zwar, wenn ich prinzipiell gewollt/ haette, dann schwierig genug gewesen, aber es ist wirklich nicht entscheidend. Und lassen wir auch einmal beiseite, dass ich sehr sehr gerne mit Ihnen bewiesen haette, dass Ozeane Pfuetzen sind.

Was mir ganz unmoeglich scheint, ist erstens dass ein Jude die Wandlung leitet und zweitens dass ein Jude sich damit einverstanden erklaert. Ad 1 koennen Sie natuerlich behaupten, Sie wuessten es besser; aber ich wuerde es bezweifeln. Muss ich Ihnen erzaehlen, dass Deutschland noch nie so antisemitisch war wie gerade jetzt? Dass Ihr in eine unmoeglich Situation mit mir kaemt, da ich nie auch nur zu der allerkleinsten Konzession bereit waere, etwas was Ihr Euch bereits nicht mehr vorstellen und auch gar nicht leisten koennte, was ich mir aber leisten koennen muss. Dass ich nicht die noetigen Personalkenntnisse habe und sie mir auch sicher nicht in 4 Wochen aneignen kann; dass ich Fehler machen wuerde, wie mit dem "Terror der Anstaendigen"-Kramer; dass mir eine Umengung von Voraussetzungen fehlen, die Euch so selbstverstaendlich sind, dass Ihr sie gar nicht mehr richtig darzustellen wuesstet. Kurz: lieber Dolf, wo immer Sie sich eine Vertretung holen, Sie koennen Sie nicht in jemanden finden, der seit 15 Jahren aus Deutschland weg ist und den grosseren Teil seines erwachsenen Lebens ausserhalb Deutschlands verbracht hat.

Ad 2: (Aber bitte glauben Sie, erst kommt ad 1)
 Ich habe einfach Angst vor Deutschland und habe nicht -- was mich diese Angst vielleicht ueberwinden liesse - Heimweh. Auch nach Heidelberg nicht. Ich wollte kommen, um Euch wiederzusehen, wollte und will Jaspers sprechen, all das aber als Personen, Individuen, nicht als Symbole. Die allermeisten Menschen, die ich von fruher her kenne, moechte ich in meinem ganzan Leben nie wieder sehen. Ferner: Die Wandlung zu leiten besagt so oder anders an deutscher Politik teilzunehmen. Das will ich nicht, einmal nicht wegen Antisemitismus; und zweitens nicht, weil ich mich nun mal entschlossen habe, mich fuer juedische Politik verantwortlich zu fuehlen und zwei miesse Voelker sind zu viel fuer einen einzelnen Menschen. Ich habe Angst auch vor der deutschen Subalternitaet, vor dem Abgrund, der sich ~~xxxx~~ seit Beendigung des Krieges zwischen Deutschen (nicht Einzelnen, natuerlich) und aehnern Voelkern geoeffnet hat, und deshalb lassen die Deutschen, die das Ausland nur von der ganz unrepraesentativen Besatzung kennen, sich noch nicht einmal bewusst sind. Sie wissen nicht, dass einfach kein Mensch guten Willens mehr imstande ist, zu verstehen wie dies Volk sich zu den von seiner

89.10.3378/1

Regierung begangenen Verbrechen gestellt hat.)* Muss ich Ihnen erzählen, dass die Amerikaner die Wiedergutmachungs-Gesetze haben durchsetzen müssen, dass die ursprünglichen Vorschläge der Länder-Regierungen/ungünstiger für die Opfer waren wie nicht einmal in Balkan-Ländern? (Ich habe vor zwei Jahren eine Aufstellung der gesamten europäischen Gesetzgebung in dieser Sache machen müssen; die Deutschen schlugen jede Konkurrenz in Zweideutigkeit, Unanständigkeit und Schikane.) Warum sollte ich mich freiwillig in eine Situation bringen, wo ich dauernd von Leuten umgeben wäre, die m.E. nur mit der Feuerzange anzufassen sind?

Dies alles klingt heftiger und erbitterter als es gemeint ist. Ich weiss alle Gegenargumente; sie helfen aber nur, solange man nicht gezwungen ist, to face the music. Dies wieder kann man nur, wenn man sich unmittelbar (und nicht mittelbar wie alle Menschen) verantwortlich fühlt. Ich fühle mich in diesem Sinne nicht verantwortlich. Ich habe genug Kummer mit faschistischen Gruppen und Tendenzen in Palestina. Ich will keinen deutschen Kummer. Und dann: Jaspers nicht da, Sie und vielleicht auch Ilse in Amerika und ich mutterseelenallein in einer Umgebung, in der ich mich so gut auskennen würde wie im Urwald.

Sicher (dh. so sicher wie eben sicher ist) ist dass ich nächstes Jahr nach Europa komme. Aber mir liegt nicht einmal sehr viel daran Frankreich wiederzusehen; das ich doch so sehr geliebt habe. Nur an einzelnen Menschen. An nichts sonst auf der Welt. Glauben Sie mir und seien Sie nicht zu entsetzt: was Sentimentalität auch im guten Sinne anlangt habe ich die Seele eines besseren Schlächterhundes.

Lieber Freund, kommen Sie her für 6 Monate und seien Sie nicht traurig über diesen brutalen Brief. Und bringen Sie Ilse mit. Wir werden uns herrlichst unterhalten und ein bisschen trinken und so viele Zigaretten rauchen, wie wir nur irgend können.

Tee ist abgegangen, Zigaretten leider leider nicht; es war unmöglich. Wie wirkt sich die Währungsreform aus?

Ich habe mich unsinnig über Ihre Bemerkungen anlässlich des KZ-Artikels gefreut, hatte Angst, Sie würden es nicht bringen können. Wollen Sie mir diesmal 10 Freixemplare schicken? Ich habe eine ganze Anzahl von Freunden, für die es doch besser ist, dies in Deutsch als in der nicht zu guten englischen Übersetzung zu lesen, die gerade in PR herausgekommen ist.

Ach Dolf, es ist doch schön, sagen zu können: Auf bald!

Von Herzen immer

Ihre

Hannah

*) Dies gilt auch für persönliche Beziehungen. Ich habe wirklich keinerlei Ressentiments; aber können Sie sich vorstellen, dass Benno von Wiese z.B. mir einen Nachdruck eines Artikels geschickt hat mit Inschrift: Irgendwelche grüesse "nach so langen Jahren" und Punkt. Can you beat that?? Ich erzähle dies, weil es mir typisch scheint.

Kommentar

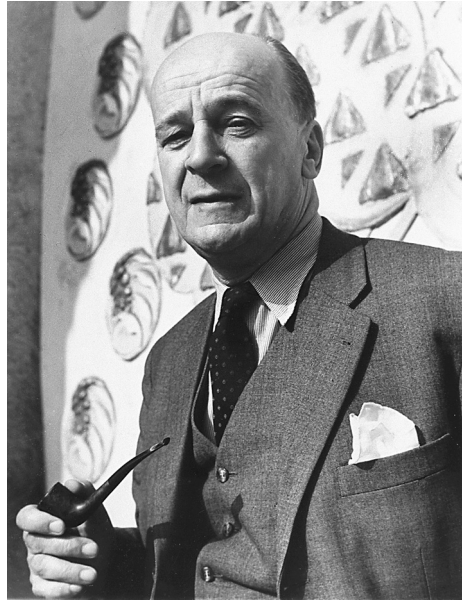
I. Dolf Sternberger und Hannah Arendt lernten sich in Heidelberg bei Karl Jaspers kennen. Sie blieben sich fern genug, dass sie beim „Sie“ blieben, und kamen sich doch so nahe, dass Sternberger im Frühjahr 1931 Arendt und ihren Mann, Günther Anders, in Frankfurt zu seiner Hochzeit mit Ilse Rothschild einlud. Zur Gründung des neuen Hausstandes schenkten Arendt und Anders dem Hochzeitspaar einen Mülleimer – angeblich das einzige Hochzeitsgeschenk, welches das Paar damals erhielt. Während Arendt und Anders kurz darauf nach Berlin zogen und von dort 1933 nach Paris emigrierten, blieben die Sternbergers in Frankfurt. Er promovierte bei Paul Tillich über Martin Heidegger (*Der verstandene Tod*), wurde Redakteur der *Frankfurter Zeitung*, und überlebte auch nach dem Verbot der Zeitung 1943 gemeinsam mit seiner jüdischen Frau die NS-Zeit in Deutschland. 1945, nach der Befreiung, gab er in Heidelberg gemeinsam mit Karl Jaspers vier Jahre lang die Monatsschrift *Die Wandlung* heraus, die 1949 eingestellt wurde. Im Geleitwort zur ersten Ausgabe formulierte Jaspers: „Wir haben fast alles verloren. [...] Vor dem Nichts rafften wir uns auf. Wir dürfen öffentlich miteinander reden. Sehen wir zu, was wir uns zu sagen haben.“¹ Hannah Arendt, die nach 1945 sofort wieder zu Karl Jaspers den Kontakt suchte, schickte unermüdlich Care-Pakete samt Tee, Kleidern und Schuhen, vor allem an Jaspers. Arendt war von Anfang an eine erwünschte Autorin der *Wandlung*. Die deutschsprachigen Originale der Beiträge, die sie damals für US-amerikanische Zeitungen verfasste, sandte sie an Jaspers, der sie an Sternberger weitergab, sodass ihr Essay *Organisierte Schuld* bereits im ersten Jahrgang der *Wandlung* erschien.² Dolf Sternberger war glücklich, wie er schrieb, weil er darin „alle Gegenstände unserer alten heißen Heidelberger und Frankfurter Tage von Kafka bis Heidegger“³ wiederfand. „Die Strategie unserer Zeitschrift konnte bisher keinen glückliche-

¹ Die *Wandlung* 1(1945/46). Herausgegeben von Dolf Sternberger unter Mitwirkung von Karl Jaspers, Werner Krauss und Alfred Weber. Heidelberg. Heft 1, S. 3.

² Die *Wandlung* 1(1945/46), Heft 4, S. 333–344.

³ Dolf Sternberger an Hannah Arendt, 31. Mai 1946, Deutsches Literaturarchiv Marbach, Bestand A: NL Sternberger, Zugangsnummer: HS.1989.0010.03378, 1–77, Mappe 1870–71; alle folgenden Briefzitate von Arendt an Sternberger aus diesem Nachlass.

ren Erfolg haben, als Ihr Beitrag ihn uns beschert hat, gerade indem er der erste Beitrag aus der Emigration war.“ Arendt selber hatte Mühe, die *Wandlung* in New York zu bekommen, da es anfangs offensichtlich verboten war, deutsche Literatur ins Ausland zu schicken.⁴ Als die Zeitschrift 1949 eingestellt wurde, notierte Sternberger in seinem *Versuch zu einem Fazit* stolz, der Beitrag *Organisierte Schuld* der Jüdin Hannah Arendt habe „die Kollektivschuldthese durch eine politisch nüchterne und menschlich kühne Untersuchung“ entkräftet und „eine Fülle von Zuschriften aus dem Kreis der Leser“ gebracht, während „ein späterer in der Sache nicht minder zupackender und durch Erkenntnis befreiender Aufsatz derselben Autorin, derjenige über *Konzentrationslager* vollkommen ohne jedes Echo blieb – ausgenommen ein gewisses Geraune, dass man von dergleichen nun genug gehört habe.“⁵ Auch in der *Wandlung* wurde das Thema der Judenvernichtung als eigenes Thema weitgehend ausgespart.



1 Dolf Sternberger

II. Der abgedruckte Brief enthält einige Anspielungen, die einer Entschlüsselung bedürfen. – „PR“ ist die US-amerikanische Zeitschrift *Partisan Review*, in der Hannah Arendt Ende der 1940er Jahre mehrfach veröffentlichte. – Zu den „ursprünglichen Vorschlägen der Länderregierungen“ notiert Arendt in einem Brief an Karl Jaspers folgende Beobachtungen: „Ich habe mit Entsetzen den Vorschlag zur Wiedergutmachung des Stuttgarter Länderrates gesehen – der erheblich weniger liberal ist als die entsprechenden Vorschläge der meisten anderen europäischen Länder. Dies kann mit Armut nicht erklärt werden. Der Geist, in dem dieses Dokument verfasst wurde, wird ganz klar in dem Paragraph, der sich mit der staatlichen Beihilfe zur Er-

⁴ Siehe den Briefwechsel Hannah Arendt – Gershom Scholem, 1939–1964. Herausgegeben von Marie Luise Knott unter Mitarbeit von David Heredia. Berlin 2010, S. 132.

⁵ Dolf Sternberger in seinem „Versuch zu einem Fazit“. In: *Die Wandlung* 4(1949), S. 701.

ziehung von Kindern, deren Väter im Konzentrationslager umgekommen sind, beschäftigt: dieser Akt einer elementaren Gerechtigkeit wird begründet, man könne mit Recht erwarten, dass diese Kinder Charakterstärke und Bekennermut als Erbmasse mitbekommen haben. Die praktizierte Unterscheidung zwischen Deutschen Übermenschen und Jüdischen Untermenschen hat beide Teile zu Unmenschen gemacht.“⁶ – Die Bemerkung zu dem „Terror der Anständigen- Kramer“ bezieht sich auf eine Passage aus Sternbergers vorhergehendem Brief, in dem er Arendt berichtet hatte, dass er den Redakteur und Schriftsteller Rudolf Kramer entlassen habe, weil er sich so sehr in diesem getäuscht habe. „Im Grunde interessierte ihn nichts als seine (schlechten) Gedichte und seine Erzählungen unterzubringen. Und seine Meinungen wechselte er leider wie die Hemden. [...] Ich fürchte beinahe, dass seine Thesen aus dem Terror der Anständigen mehr einem Instinkt der augenblicklichen Zweckmäßigkeit entstammten, als einer geprüften Einsicht. [...] Ich hätte früher nie für möglich gehalten, dass es auch in der Arbeit so sehr auf das Individuum ankommt, dass man u.U. in einem ganzen Lande den einen Mann und die eine Frau nicht finden kann, der für diese Aufgabe der Richtige wäre. Es ist aber genau so. Wenigstens heute. Es ist eben verflucht wenig übriggeblieben nach der Sintflut.“⁷ – Der Germanist Benno von Wiese war ein Freund von Hannah Arendt aus der Studienzeit bei Martin Heidegger um 1925. Von Wiese war im April 1933 der NSDAP beigetreten und hatte im selben Jahr die „Entfernung des fremden Blutes“ von den Universitäten gefordert.⁸

III. Am 15. Mai 1948 teilt Dolf Sternberger Hannah Arendt mit, dass er von den Leuten „bei OMGUS“, also von den US-amerikanischen Besatzern, eine Studienreise in die USA angeboten bekommen habe. „Alles hängt davon ab, dass unterdessen hier jemand die Wandlung macht“, schreibt er weiter, wofür nur sie, Hannah Arendt, in Betracht käme. „Hier finden Sie ein schönes Büro, drei Helferinnen, einen Archivar und einen Boten vor.“ Zu den „Reizen“ dieses Szenenwechsels gehö-

⁶ Siehe den Brief von Hannah Arendt an Karl Jaspers vom 17.8.1946, in: Hannah Arendt/Karl Jaspers. Briefwechsel 1926–1969. München 1989, S. 90.

⁷ Brief von Dolf Sternberger an Hannah Arendt vom 17.5.1948. Siehe Marbacher Archivbestand wie in Fußnote 1.

⁸ Siehe hierzu auch den Briefwechsel Hannah Arendt und Benno von Wiese aus dem Jahr 1965, abgedruckt in: Klaus Dieter Rossade: Dem Zeitgeist erlegen. Benno von Wiese und der Nationalsozialismus. Heidelberg 2007.

re, so schreibt er, dass sie „diese veränderte auf den Grund zerrissene europäische Welt“ studieren und ermessen könne. Ferner witzelt er, der Tausch wäre aber auch ein Beispiel dafür, „dass Ozeane Pfützen sind“. Soweit das Angebot von Dolf Sternberger, auf das der abgedruckte Brief von Hannah Arendt antwortet.

Arendt bringt gravierende Einwände gegen Sternbergers Einladung vor. Sie weiß, dass der Nationalsozialismus geschlagen ist, aber der Antisemitismus nicht. Sie fürchtet sich vor den Deutschen, vor deren „Subalternität“, wie sie schreibt, und sie weiß, dass sie in Deutschland auf Schritt und Tritt den Mitläufern und Mördern begegnen würde und deren stumm-triumphaler Sicherheit des Weiterlebens. Sie vermisst bei Sternberger Biss und Mut und weiß, dass sie selber, angesichts der Radikalität von Verfolgung und Vernichtungswillen, nur Kompromisslosigkeit davor bewahren kann, im ewigen Hass zu verharren; sie weiß, dass sie deshalb „nie auch nur zu der aller kleinsten Konzession bereit wäre, etwas was Ihr Euch bereits nicht mehr vorstellen und auch gar nicht leisten könnt, was ich mir aber leisten können muss.“

Tatsächlich ist für jeden Emigranten die Sehnsucht nach jenen Orten, an denen die Füße sich noch auskennen und von selber laufen, eine Anfechtung. Arendt hatte bereits 1946 einen ersten Versuch unternommen, nach Deutschland zu reisen. Bis zu ihrer ersten Deutschlandreise 1950 hatte sie keinen US-Pass beantragt. Sie fühlte sich nur zugehörig zum Jüdischen Volk.

Die Sprachbilder des Briefes äußern – verquer, wie die Verhältnisse damals waren –, wie schwer ihr die Absage an Sternberger gefallen sein muss. Wie schmerzlich jeder Gedanke an Rückkehr immer wieder die abgründige Dimension des Heimat-Verlustes spürbar macht. Sie wäre in Deutschland, stellte sie sich vor, von Leuten umgeben, die nur „mit der Feuerzange anzufassen“ seien, die man also nicht nur wegen ihrer „Subalternität“, sondern allgemein – aus Verdacht, Wut, Verletztheit und Ekel – sich vom Leibe würde halten müssen. Und zwar drastischer auf Distanz halten, als möglich, so sagte es



2 Hannah Arendt

das Bild. Sie würde sich, schreibt sie weiter, in deutscher Umgebung so gut auskennen, „wie im Urwald“. Wieder ein kraftvolles Bild, denn der Urwald ist der Ort, wo jede Bewegung und jedes noch so bezaubernde Erlebnis von unzähligen Gefahren und vielleicht von Todesangst begleitet sind. Sie habe, schreibt sie ferner, „was Sentimentalität auch im guten Sinne anlangt [...] die Seele eines besseren Schlaechterhundes.“ Um in diesen Zeiten Sentimentalität gar nicht erst aufkommen zu lassen, muss man sich zum eigenen Schutz das aggressive Zähnefletschen eines Rottweilers zulegen oder zumindest andichten.

Arendt beginnt den Brief mit der Äußerung, dass sie ihn lieber nicht geschrieben hätte, und beendet ihn mit einem Punkt hinter der Unterschrift. Der Punkt signalisiert, dass der Brief nach dem Niedergeschriebensein gelesen, korrigiert und für abgeschlossen befunden wurde. Anders als das Wiedersehen ist der briefliche Dialog ein Dialog zweier Einsamer, des einsamen Schreibers, der sich dem Angeschriebenen zuwendet, und später eines einsamen Lesers, der sich dem fernen Autor seinerseits zuwenden muss. Der Punkt hinter der Unterschrift entlässt das im stillen Kämmerlein verfasste Wort ins Offene hinein, wo er gehört werden kann.

BILDNACHWEIS
Abb. 1 und 2: Mit freundlicher Genehmigung von Mathias Michaelis; Bestand des Deutschen Literaturarchivs Marbach.

Martina Steer

"Ich bin in diesem Punkt wirklich nicht trostbedürftig ..."

Friedrich Torberg an Siegfried Guggenheim

Friedrich Torberg

150 West 55th Street

New York 19.N.Y

25.1.1950

Lieber und verehrter Herr Doktor,

es ist sehr freundlich von Ihnen, dass Sie es bei meinem einseitigen Kontakt mit Frau Dr. Badt-Strauss nicht bewenden lassen wollen – aber es will mir nachgerade scheinen, als bekäme die ganze Sache dadurch eine Wichtigkeit und Dringlichkeit, die ihr von meiner Seite gar nicht zugedacht war. Wäre mir der Empfang der beiden Bücher szt. bestätigt worden, so hätte ich nie wieder die Rede darauf gebracht. Irgendwelche praktisch-publizistischen Erwägungen waren mit der Zusendung ohnehin nicht verbunden (das bat ich Sie ja gleich damals klarzustellen), – ich habe Ihre Anregung wirklich nur deshalb aufgegriffen, weil ich annahm, dass Frau Dr. Badt-Strauss, die ich aus manchen Veröffentlichungen in jüdischen Zeitschriften kannte und schätzte, an diesen beiden Büchern um ihrer Thematik willen interessiert wäre und vielleicht auch etwas für mich Interessantes dazu äussern würde. Nun habe ich ja, besonders in bezug auf 'Hier bin ich, mein Vater', mit jüdischen Lesern schon mehrfach die Erfahrung gemacht, dass sie sich einem so 'unangenehmen' Thema nicht stellen wollen; es täte mir leid, wenn das auch bei Frau Dr. B.-St. der Fall wäre, – aber das ist dann eben mein Pech, und sie soll sich deshalb unter keinem Druck oder Zwang fühlen. Und keinesfalls soll sie, wenn sie sich mit den moralischen oder theologischen Aspekten der beiden Bücher nicht auseinandersetzen wünscht – und nur an dieser Auseinandersetzung ist mir gelegen –, mich statt dessen etwa mit literarischen Artigkeiten trösten wollen. Ich bin in diesem Punkt wirklich nicht trostbedürftig, das möchte ich gerade solchen Lesern, die mit meinem literarischen Werk offenbar nicht vertraut sind, nach-

drücklich versichern; und möchte auch noch hinzufügen, dass ich diese mangelnde Vertrautheit niemandem übelnehme. Es befremdet mich höchstens, wenn jemand nach Lektüre eines solchen Buches noch glaubt, dass es mir auf unverbindliche Freundlichkeiten ankäme. Ich ziehe sachlichen Widerspruch bei weitem vor, – wobei ich mir freilich darüber klar bin, dass auch er sich nicht erzwingen lässt. Und genau das möchte ich gerne vermeiden: den Anschein, als wollte ich die verehrte Doktorin zu einer Aeusserung zwingen. Schon garnicht jetzt, da Sie mir von ihrer Erkrankung Mitteilung machen. Bestellen Sie ihr bitte meine besten Wünsche für eine baldige Besserung, und seien Sie selbst in aller Ergebenheit gegrüsst von Ihrem

Torberg

Handschriftlicher Zusatz von Siegfried Guggenheim:

Liebe Felsenklüftlerin!

bitte lesen Sie und schicken Sie mir's zurück und machen Sie dann, was Sie wollen ^F Gruss Guggy (in der unteren Schleife des Gs ist ein Gesicht gezeichnet)

^F Beanwortet: 30.1.1950

QUELLE
AR 180, Siegfried Guggenheim Collection Leo Baeck Institut New York; Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Leo Baeck Instituts New York.

FRIEDRICH TORBERG

20. Januar 1950.

Herrn Dr. S. Guggenheim
35-05 Parsons Boulevard
Flushing, L.I., N.Y.

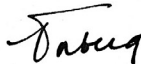
Mein werter und freundlicher Herr,

haben Sie vor allem vielen Dank fuer die Trimberg-Lieder, die ich in langsamen Dosen zu mir nehme. Einige der zweielf Stuecke, ^{und} alle zweielf Uebersetzungen, sind mir neu. Hingegen vermisse ich ein Lied, das mir immer als besonders wertvoll und aufschlussreich erschien und das (falls es authentisch ist) die Selbstbesinnung Suesskinds eingeleitet haette. Ich habe nur die beiden ersten Zeilen gegenwaertig, aber die sagen genug; sie lauten: "Was singst Du, Jude? hoert man schrein - soll das auf mich gemuenzet sein?" Es handelt sich um die feindselige Reaktion jener Kreise, die Suesskind schon in seinem Gedicht vom Adelsbrief attackiert hatte, mit einer Vehemenz und mit einem politischen Scharfblick, den meiner Meinung nach ausser ihm nur noch Walther von der Vogelweide bewiesen hat. Mich hat die Figur des Suesskind seit jeher sehr fasziniert und seit dem Erscheinen meines ersten Buchs (das jetzt genau zwanzig Jahre zurueckliegt) nehme ich mir immer wieder vor, als naechstes die Geschichte dieses Ahnherrn aller deutsch-schreibenden Juden zu gestalten. Es bleibt aber immer wieder bei dem Vorsatz.

Was die Dame aus der Felsenkluft betrifft, so merke ich mit wachsendem Gram, dass Ihre hartnaeckige Freundlichkeit dem Vorfall zu Dimensionen verhilft, auf die ich es nun wahrlich nicht angelegt hatte. [Es ist mir auch - ich kann das nicht oft genug wiederholen - in keiner Weise darum zu tun, mit Lobspreechen ueber eines meiner Buecher bedacht zu werden, wenn es dem jeweils Lesenden gefaellt, oder gar mit Trostspreuchen, wenn das nicht der Fall ist.] Versuchen Sie doch bitte, der nach wie vor geschaeetzten Doktorin das begreiflich zu machen. [Sie soll nicht zaudern etwas dagegen zu sagen, wenn sie etwas dagegen zu sagen hat. Sie soll auch nicht zaudern nichts zu sagen, wenn das alles ist, wozu die Lektuere sie anregt. Und damit wollen wir die Geschichte alsdann friedlichst begraben sein lassen. Bestellen Sie ihr (der Doktorin) jedenfalls meine besten Wuensche fuer die Besserung] ihrer Huelte.

Ich mache demnaechst wieder von Ihrer Telephonnummer Gebrauch, - bis dahin nochmals vielen Dank und die ergebensten Gruesse.

Ihr



Kommentar

Der Brief, den Friedrich Torberg am 25. Januar 1950 an Siegfried Guggenheim schrieb, ist im Tonfall leicht servil, aber doch mit Spitzen versehen. Das eigentlich Gemeinte wird umständlich verneint, nur um es umso eindringlicher erscheinen zu lassen. Das Selbstmitleid des Unverstandenen lässt sich unschwer errahnen, diesen Brief als galantes Wiener Kaffeehausgeraunze abzutun, würde der misslichen Lage Torbergs im Exil nicht gerecht werden.

Als junger, vielversprechender Romancier hatte er Europa verlassen müssen. Sein 1930 erschienenes Erstlingswerk *Der Schüler Gerber* war von der Kritik hymnisch gefeiert worden. 1932 folgten *Und glaubten, es wäre die Liebe*, 1935 der Wasserballroman *Die Mannschaft* und 1937 *Abschied, Roman einer ersten Liebe...* Nach dem „Anschluss“ Österreichs im Jahr 1938 emigrierte Torberg über Prag, Zürich, Frankreich und Portugal in die USA. Obwohl tschechoslowakischer Staatsbürger, erhielt er als einer von zehn „Outstanding German Anti-Nazi-Writers“ 1940 ein Visum, das ihm gleichzeitig einen Arbeitsvertrag mit der amerikanischen Filmgesellschaft Warner Brother sicherte. Torbergs Erfolg als Drehbuchautor in Hollywood blieb bescheiden, finanziell wie künstlerisch.

Andere Emigranten in Kalifornien, wie etwa Lion Feuchtwanger und Franz Werfel, die ihm Freunde und Maßstab zugleich waren, konnten hingegen im Exil an ihre europäischen Erfolge anknüpfen. Torberg reagierte darauf mit Neid und Verbitterung. Nie sei er so unglücklich wie in den USA gewesen.¹ Abgeschnitten von Publikationsmöglichkeiten und Lesepublikum und gefangen in seiner Verachtung für die angebliche amerikanische „Kulturlosigkeit“ trug er schwer am Verlust der geistigen Heimat. Auch in Los Angeles, das die von Torberg verehrte Schauspielerinnen Gisela Werbzeck einmal als „Purkersdorf mit Palmen“ charakterisierte, wurde er nie heimisch.² Zu sehr vermisste er das anregende Großstadtleben, das er aus Wien und Prag kannte. 1944 folgte schließlich der Umzug nach New York. Obwohl die Lebensumstände schwierig blieben, blühte Torberg in der dichten urbanen Atmosphäre New Yorks sichtlich auf. Er arbeitete an einem (später gescheiterten) Pro-

¹ Eike Midell: *Exil in den USA*. Leipzig 1979, S. 66.

² Friedrich Torberg: *Die Erben der Tante Jolesch*. München/Wien 1978, S. 241.

jekt einer deutschsprachigen Ausgabe des *Time Magazines* mit und heiratete 1945 die junge Wienerin Marietta Bellak. Das Penthouse der Torbergs in der 55. Straße war ein beliebter Treffpunkt der New Yorker Emigrantenzirkel. Neben Hermann Broch, Bruno Walter und vielen anderen verkehrten Erich Maria Remarque und Carl Zuckmayer hier gerne und oft.³

Ob Siegfried Guggenheim jemals zu den Emigrantengesellschaften der Torbergs kam, ist nicht bekannt. Hingegen war Torberg nach seinem Umzug nach New York zumindest einmal bei den Guggenheims am Sederabend des Pessachfestes zu Gast. Wie in Offenbach führten die Guggenheims auch im New Yorker Exil, in Flushing, Queens, ein offenes und gastfreundliches Haus. Doch war es der Tatsache, dass die überlebenden Vertreter des deutschsprachigen Judentums über die ganze Erde verstreut worden waren, und Siegfried Guggenheims schlechter Gesundheit geschuldet, dass er seine Kontakte vor allem in Briefform pflegte, auch zu Torberg, der für amerikanische Verhältnisse relativ nahe wohnte. Eine eindrucksvolle Korrespondenzsammlung legt Zeugnis darüber ab.⁴

Trotz der entwürdigenden Erfahrungen, die Siegfried Guggenheim nach 1933 machen musste, war er ein zutiefst lebenswürdiger und großzügiger Mensch geblieben. Er konnte ernstgemeinte Aufmerksamkeit schenken und half engagiert. In Deutschland war er Rechtsanwalt, Notar und der Vorsitzende der jüdischen Gemeinde in Offenbach am Main gewesen. Er hatte sich erfolgreich für verschiedene, vor allem jüdische Belange öffentlich eingesetzt, unter anderem für den Bau einer neuen Synagoge in seiner Heimatgemeinde. Als bibliophiler Kunstsammler und Auftraggeber jüdischer Kunst war er weit über die Grenzen Offenbachs hinaus bekannt. Das wohl be-



1 Friedrich Torberg vor seinem Apartment im New Yorker Exil um 1945.

³ Peter Sichrovsky: *Mein Leben mit der Geschichte. Die Memoiren der Marietta Torberg*. In: *Basta* 9 (1990), S. 34–35.

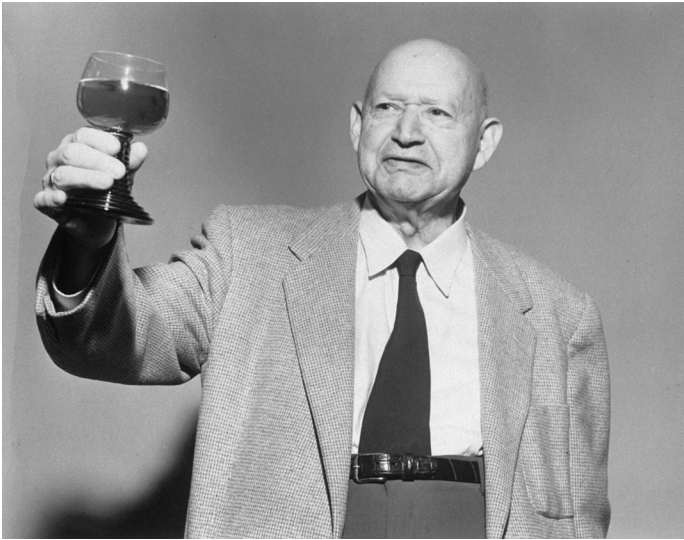
⁴ Veröffentlicht ist bisher nur Martha Wertheimer: „In mich ist die große dunkle Ruhe gekommen“. *Briefe an Siegfried Guggenheim in New York*, geschrieben vom 27. Mai 1939 bis 2. September 1941. Hg. von Fritz Bauer Institut. Frankfurt am Main 1996.

kannteste Beispiel seines Mäzenatentums ist die 1927 erschienene *Offenbacher Haggadah*, die der Grafiker Fritz Kredel reich illustriert hatte, und die als eines der herausragenden Kunstwerke gilt, die im Rahmen der sogenannten Jüdischen Renaissance entstanden sind.⁵ Die Machtergreifung der Nationalsozialisten hatte Guggenheim zuerst seines Berufes, dann seiner Bürgerrechte und schließlich seiner Lebensgrundlage beraubt. Nach der Reichspogromnacht war er im KZ Buchenwald inhaftiert worden, konnte aber noch 1938 mit seiner Frau Eugenie in die USA emigrieren. Dort besaß Guggenheim weder den gesellschaftlichen Einfluss, noch die finanziellen Ressourcen, die es ihm in Deutschland erlaubt hatten, seine Ideen voranzutreiben und in die Realität umzusetzen. Verbitterung über diesen drastischen Verlust an Möglichkeiten lässt sich allerdings in keinem der Briefe dieses einst so einflussreichen Mannes erkennen. Guggenheim war bei der Flucht 65 Jahre alt gewesen. Es scheint, dass er, der sehr gute Jahre in Deutschland erlebt und vieles, was ihm wichtig gewesen war, erreicht hatte, mit sich im Reinen war.⁶

Guggenheim hatte etwas aus seiner Heimat mitgebracht, was im Exil mindestens genauso wichtig war wie Einfluss und Geld: sein fein gesponnenes Netzwerk interessanter Menschen. Der Rabbiner Leo Baeck zählte dazu, die Historiker Eugen und Selma Täubler, Hermann Hesse und Karl Wolfskehl, um nur einige zu nennen. Umsichtig baute er es in den Jahren des Exils weiter aus. Er schloss neue (Brief-)Freundschaften und stellte Kontakte zwischen seinen Freunden her. Teils tat er dies aus eigenem Interesse, um der Einsamkeit der kulturellen und sozialen Isolation zu entfliehen, teils aus altruistischen Gründen. Besonders für die jüngeren unter den emigrierten Intellektuellen war es nicht nur in geistiger und sozialer Hinsicht, sondern existentiell wichtig, Menschen kennen zu lernen, die sich für ihre Arbeiten interessierten. Sie brauchten ein kritisches Gegenüber, um die eigenen Gedanken zu präzisieren, benötigten Möglichkeiten zu publizieren oder Rezensionen, um ihre Arbeiten bekannt zu machen. Torberg war keine Ausnahme. Spätestens seit 1946 zählte er zum Guggenheim-

⁵ Siegfried Guggenheim (Hg.): *Offenbacher Haggadah*. Offenbach 1927.

⁶ Frank Mecklenburg: Siegfried Guggenheims „Heimat“. In: Anjali Pujari (Hg.): *Im Glauben an das Exquisite. Siegfried Guggenheim (1873–1961) – ein jüdischer Mäzen der Buch und Schriftkunst*. Offenbach 2011, S. 175–190.



2 Siegfried
Guggenheim

schen Netzwerk.⁷ Er schickte seine Ideen und Texte; Guggenheim, als väterlicher Freund, bestärkte, lobte und kritisierte klug. Der Jüngere fühlte sich vom Älteren verstanden und konnte dessen (seltene) Kritik gut annehmen.

Als Torberg am 25. Januar 1950 an Guggenheim schrieb, hatte sich in ihm wenn keine Wut, doch zumindest gewaltiger Unmut aufgestaut über eine „Sache die [...] eine Wichtigkeit und Dringlichkeit“ angenommen hatte, die er ihr gar nicht zugedacht hätte. Torberg hatte Mitte 1949 auf Vermittlung von Guggenheim seine beiden Bücher *Mein ist die Rache* und *Hier bin ich mein Vater* an die Publizistin Bertha Badt-Strauss geschickt mit der Bitte, diese zu lesen und zu rezensieren.⁸ Badt-Strauss war bereits in Deutschland eine erfolgreiche Schriftstellerin und Literaturkritikerin gewesen. Als einer der wenigen EmigrantInnen war es ihr gelungen, ihre Arbeit in den USA fortzuführen. Ihre Essays und Rezensionen erschienen in deutsch- und englischsprachigen jüdischen Zeitschriften. Ihr kundiges Urteil und nicht zuletzt die öffentliche Aufmerksamkeit, die ihre Rezensionen versprachen, machten sie zur begehrten Rezensentin innerhalb der intellektuellen Emig-

⁷ Seit diesem Jahr ist ein umfangreicher Briefwechsel zwischen den beiden dokumentiert.

⁸ Martina Steer: Bertha Badt-Strauss (1885–1970). Eine jüdische Publizistin. Frankfurt/Main 2005.

rantenzirkel. Das mag auch Torberg dazu motiviert haben, ihr seine beiden neuesten Bücher zu senden.

Sie setzten sich mit heiklen Themen der jüngsten jüdischen Geschichte auseinander: Selbstjustiz und Kollaboration unter der Naziherrschaft. Zum Zeitpunkt des Erscheinens der Texte – *Mein ist die Rache* 1942 als Privatdruck in der Pazifistischen Presse Los Angeles, *Hier bin ich mein Vater* 1948 bei Berman Fischer – wurden diese Dilemmata jüdischer Extrem-erfahrung noch nicht oder kaum diskutiert. Dies dürfte daran gelegen haben, wie Torberg sehr richtig feststellte, dass „jüdische Leser [...] sich einem so ‚unangenehmen‘ Thema nicht stellen wollen.“⁹ Ob Badt-Strauss deswegen vor einer unmittelbaren Reaktion zurückscheute, lässt sich heute nicht mehr eruieren. Zumindest reagierte sie nicht auf Torbergs Bücher-sendung, und dies scheint Torberg so gekränkt zu haben, dass er die „Sache“ nicht auf sich beruhen lassen wollte. 1949 hatte Torberg in mehreren aufeinanderfolgenden Briefen an Siegfried Guggenheim das Schweigen Badt-Strauss‘ bereits ausführlich thematisiert. Im Januar 1950 scheint die Kränkung ein derartiges Ausmaß angenommen zu haben, dass er den vorliegenden Brief komplett dieser Angelegenheit widmete. Dabei wollte Torberg keine „unverbindliche[n] Freundlichkeiten“ von Badt-Strauss hören, wie er schrieb. Vielmehr forderte er eine ernsthafte Auseinandersetzung „mit den moralischen und theologischen Aspekten der beiden Bücher“ ein. Torberg mag auch an eine mögliche Rezension seiner Arbeiten gedacht haben. Allzu eindringlich betonte er in all seinen Briefen, dass es ihm auf keinen Fall um „[i]rgendwelche praktisch-publizistischen Erwägungen“ gehe. Der Brief lässt vermuten, dass Guggenheim ihm mitgeteilt hatte, dass Badt-Strauss, die mittlerweile 65 Jahre alt war, an multipler Sklerose litt und deshalb ihr Schweigen auch anders als Zurückhaltung gedeutet werden konnte. Torberg beteuerte daraufhin, auf keinen Fall den „Anschein“ erwecken zu wollen, er wolle „die verehrte Doktorin zu einer Äußerung zwingen“¹⁰.

⁹ Erst mit Hannah Arendts Bericht über den Eichmann-Prozess in Jerusalem sollte dieser Konflikt offen in der jüdischen Gemeinschaft aufbrechen.

¹⁰ Diese Skrupel währten nur kurz. Bereits am darauf folgenden Tag, am 26. Januar 1950, schrieb er wieder an Guggenheim, um ihm noch einmal eindringlich seine Sicht der Dinge zu schildern. Dem Schreiben legte er einen Brief an Badt-Strauss bei. Darin erläuterte er noch einmal was er für diskussionswürdig in seinen beiden Arbeiten hielt.

Guggenheim schien genug zu haben von Torbergs hartnäckigem Insistieren. Er versah den Brief mit einer handschriftlichen Notiz für Badt-Strauss und schickte ihn an sie. Sie solle den Brief lesen und dann machen, was sie für richtig halte, schrieb er lapidar. Nur wenige Tage später löste sich die irritierende Situation in Wohlgefallen auf. Torberg erhielt einen freundlichen Brief von Badt-Strauss, in dem sie seine Bücher, die einen „sehr starken Eindruck“ bei ihr hinterlassen hätten, sehr lobte.¹¹

Es wäre ungerecht, über Torbergs selbstbezogene Hartnäckigkeit allzu hart zu urteilen. Sicherlich war Torberg eine gewisse Arroganz und Egozentrik zueigen, wie sie auch in diesem Brief aufscheinen. In erster Linie war er aber ein noch junger Schriftsteller, der mit seiner Vertreibung aus Europa aus seiner vielleicht kreativsten Phase herausgerissen worden war. Ohne der Bourdieuschen Diktion einer biographischen Illusion widersprechen zu wollen, liegt die Vermutung, dass er Ende der 1930er Jahre am Beginn einer glänzenden Karriere gestanden hatte, nicht allzu fern. Im Exil war er bestenfalls auf freundliches Desinteresse für seine Arbeiten gestoßen, eine demütigende Erfahrung für jemanden, der als der kommende Star der mitteleuropäischen Schriftstellerszene gehandelt worden war. Dass Torberg nun versuchte, die Möglichkeiten, die ihm das Guggenheim'sche Netzwerk in Form eines Kontaktes mit der etablierten Autorin und Literaturkritikerin Badt-Strauss mit aller Macht zu nutzen, war nicht nur strategisch klug, es war schlichtweg überlebenswichtig.

BILDNACHWEIS

1 Sammlung
David Axmann
2 Mit freundlicher
Genehmigung des
Leo Baeck Instituts
New York.

¹¹ Bertha Badt-Strauss an Friedrich Torberg am 30.1.1950. Sammlung Friedrich Torberg, Wienbibliothek. Die von ihm gewünschte theologische Auseinandersetzung verweigerte sie ihm allerdings mit den Hinweis, dass er dazu zu ihr nach Shreveport kommen und seine Fragen direkt an sie richten müsse.

Hiltrud Häntzschel

„... wie heimatlos und wurzellos wir geworden sind“

Selma Stern an Jacob Picard

Cincinnati, Ohio, Febr. 19, 1956
420 Riddle St.

Lieber, sehr verehrter Herr Doktor!

Ich muss meinen Brief mit einer langen Entschuldigung beginnen: Es war sehr Unrecht von mir, dass ich Ihnen nicht, wie ich es beabsichtigt hatte, aus Europa schrieb, und dass ich auch, seitdem ich wieder hier bin, mich nicht bei Ihnen gemeldet habe. Ich habe Ihrer oft gedacht, besonders in Süddeutschland und im Elsaß, aber es strömte so vieles auf mich ein, ich hatte mich mit einer solchen Unmenge von Problemen und widerstreitenden Empfindungen abzuquälen, dass ich in den wenigen freien Stunden, die mir die Arbeit liess, mich zu keinem Gespräch aufraffen konnte. Sie sind so verstehend und können sich so wunderbar in das Seelenleben anderer Menschen einleben, dass Sie wohl auch für mein Schweigen Verständnis haben werden. Selbst jetzt, nachdem ich nun schon wieder über ein Vierteljahr hier bin, kann ich noch nicht genau meine Empfindungen analysieren, die das Wiedersehen mit Deutschland in mir ausgelöst hat. Es geht noch alles wirr durcheinander: Die Erinnerungen an meine Kindheit + Jugend, an Eltern und Freunde, die nun alle tot sind. Die Jahre in Berlin und Heidelberg mit meinem Mann, alles ist wiedererstanden, viel schöner und viel schmerzlicher und aufrüttelnder als hier, da die Reinheit der Erinnerungen getrübt war durch die an das Grauen der Hitlerjahre, die wir ja bis 1941 noch miterlebt hatten. Dann die vielen Gespräche, die ich führte, mit dem „einen“ und dem „anderen“ Deutschland, die gebombten und wiederaufgebauten Städte, in denen ich mich nicht mehr zurecht fand, die Hochachtung, die ich widerwillig den Werken zollen mußte, die inzwischen dort erschienen sind und die mir neue Horizonte eröffneten, auch für mein unmittelbares Arbeitsgebiet, die Freude, so viel wertvolles Material zu finden und am Schlusse trotz allem – trotzdem ich auch von vielen selbstlosen und

großartigen Widerstandsbewegungen erfuhr und von schönen Handlungen einzelner – das Gefühl des Nichtmehrdazugehörens, des Losgelöstseins trotz einer gewissen geistigen Gemeinschaft, trotz des Gefühls, dass ich in wissenschaftl. Beziehung dort viel besser verstanden werde wie hier, und dass auch das Andenken an meinen Mann dort viel lebendiger weiterlebt.

Und als ich zurückkehrte, war es mir genau so schwer, mich wieder in den U.S.A. einzuleben und ich habe so recht gefühlt, wie heimatlos und wurzellos wir geworden sind. Solange mein Mann lebte, war ich überall daheim, wo er war. Und die beiden letzten Jahre waren durch Krankheit, Kummer und Arbeit so erfüllt, dass ich mir gar keine Rechenschaft ablegte, wohin ich eigentlich gehöre. Nun ist dieses Gefühl der Leere da, das schlimmer ist als der wilde Schmerz. Ich schreibe Ihnen dies nur, um mich zu entschuldigen, nicht um zu klagen. Sie brauchen sich auch nicht zu sorgen. Das neue Leo Baeck Institut hält mich so in Atem, dass ich nicht viel Zeit zum Grübeln habe und das ist vielleicht gut, wenn ich mir auch manchmal wünsche, nicht nur ein Arbeitstier zu sein, sondern auch einmal ich selber sein zu können und nicht nur der Interpret anderer Menschen und Zeiten.

Doch nun genug von mir. Ich habe mich unendlich gefreut, als ich im Aufbau las, dass die Public. Soc. nun endlich an die Veröffentlichung ging, besonders dass der wirklich großartige und feinfühlige L.L. ihre Novellen übersetzt hat. Welch ein Glück in allem Unglück, dass er die Arbeit vollendete, ehe er so jäh abberufen worden ist. Und dass er noch das Vorwort schreiben konnte, in dem er Ihnen und uns allen seinen Tribut bezahlt hat. Dass die P.S.A., ohne Sie zu fragen, über Titel, Übersetzung etc. bestimmte, braucht Sie nicht aufzuregen. Sie machte es mit mir und allen anderen genauso, aber dies tun hier alle Verlagsanstalten. Selbst Zeitschriftenaufsätze werden willkürlich vom Redakteur verändert, ohne dass der Autor gefragt wird. Aber am Schluss gibt sich Grayzel doch grosse Mühe, das Buch würdig auszugestalten, er sorgt stets für erstklassische [sic] Übersetzer, was ja schon ganz viel ist, da die anderen Verleger nur englisch geschriebene Manuskripte annehmen. Grayzel hat bei meinen Arbeiten die Korrekturbogen sehr sorgfältig mitgelesen, auch die Anmerkungen z.T. gecheckt, alles mit großer Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit.

Mit dem Titel: „Great Hearts and Wicked“ bin ich, offengestanden, nicht ganz einverstanden. Ich hätte gern einen, der noch spezifischer wäre, etwas mehr vom Wesen + dem Eigent-

lichsten sagte, so wie die „Canterbury Tales“ oder die „Zürcher Novellen“ etc. Ich denke dauernd darüber nach, kam aber zu keinem Ergebnis. „Novellen um den Bodensee“ od. etwas ähnliches, wäre zu eng, der Titel würde auch nur das Landschaftliche ausdrücken, nicht das Menschliche, wir haben auch im Englischen kein Aequivalent für Novellen. Könnten Sie nicht den Titel der wichtigsten Novelle für das Ganze nehmen? – Sehr gefreut habe ich mich auch, dass das „Lyrische Werk“ der Gertrud Kolmar herausgebracht wird und dass Sie das Nachwort dazuschreiben. Sie brauchen sich nicht zu verwundern, dass die in Deutschland lebenden Juden das Werk nicht von sich aus publiziert haben. Es wird wohl niemand mehr dort sein, der nur ihren Namen kennt. Die meisten sind Ostjuden, die wieder in den Gemeinden das große Wort führen, oder zerschlagene, müde gewordene alte Menschen, die froh sein [sic], wenn sie ihr tägl. Brot haben. Ich war Neujahr in Berlin, in der großen Synagoge der Pestalozzi Str. und habe nicht ein einziges bekanntes Gesicht gesehen. Und ich hatte in Berlin so viele Freunde!

Es wird Sie interessieren zu hören, dass Mohr in Tübingen den ersten Band der „bibl. Studien“ meines Mannes herausbringen wird.

Sie haben mir so gute Worte über m. kleinen Aufsatz gesagt, dass dieses Mal ich „blushed indeed“, aber ich habe mich sehr gefreut und danke Ihnen herzlichst. Ich lebe in großer geistiger „splendid isolation“, so dass es mir gut tut, dass ich nicht allein stehe. Oft habe ich das Gefühl, dass alle Arbeit und Mühe sich nicht lohnen und dass so wenige sich in Wahrheit noch für unsere Vergangenheit interessieren. Ich komme mir oft vor, als lebe ich auf einem Friedhof und schmücke die Gräber mit einigen Blumen, die gleich wieder verwelken.

Verzeihen Sie diesen Brief, den ich in einer Adventsstimmung schreibe, trotzdem wir heute den ersten sonnigen Frühlingstag haben nach wochenlanger Kälte und Schnee. Vielleicht taut mich die Sonne wieder auf und die Erstarrung schmilzt.

Mit allen guten Wünschen für Ihr Buch und Sie selber und mit den herzlichsten Grüßen

Ihre Selma Taeubler

Ich war in London sehr viel mit Baeck zusammen, dem es wieder ausgezeichnet geht.

Minimati, Ohio, Feb. 19, 1956

420 Riddle Rd

Lieber, sehr verehrter Herr Doktor!

Ich muss meinen Brief mit einer längeren Entschuldigung beginnen: Es war sehr unwohl von mir, dass ich Ihnen nicht, wie ich es beabsichtigt hatte, von Europa aus schrieb, dass ich auch, seitdem ich wieder hier bin, nicht nach bei Ihnen gemeldet habe. Ich habe Ihnen oft gedacht, besonders in britischen Land nach im Urlaub, aber es stimmte so viel auf mich ein, und hatte mich mit einer solchen Menge von Problemen & widersprüchlichen Empfindungen abgefunden, dass ich in dem weniger freien Stunden, die mir die Arbeit liess, nicht für keinen Gefandis aufpassen konnte. Sie sind so verschieden - «kann ich» so wunderbar in das Leben leben anderer Menschen einleben, dass Sie wohl auf für meine schwierigen Verständnis haben werden. Selbst jetzt, nachdem ich nun schon wieder über ein Vierteljahr hier bin, kann ich nicht mehr meine Empfindungen analysieren, die das Widersche mit Herablassen in mir ausgelöst hat. Es geht wohl alles von dem her: die Erinnerungen an meine Kindheit - Jugend, an Eltern - Freunde, die nun alle tot sind, die Jahre in Berlin - Heidelberg mit meinem Mann, alles ist wieder entstanden mit schöner & viel schmerzlicher & aufreizender als hier, da die Kindheit der Erinnerungen gelüftet nur durch ^{die} das France der letzten Jahre, die wir ja bis 1941 noch

meiner Vergangenheit interessieren. Ich komme mir oft vor, als
 lebte ich auf einem Friedhof & schmeißt die Gräber mit eisernen
 Klammern, die gleich wieder verschluckt.

Verzeihen Sie diesen Brief, denn ich in einer Adressatskennung
 schreibe, hoffe dass mir heute diese ersten sonnigen Familienbriefe
 heute auf wunderbarer Weise & Sonne vielleicht darf auch
 die Sonne wieder auf & die Bestattung schreibt

Mit allen guten Wünschen für Ihr Kind &
 Sie selber & mit dem herzlichsten Grüßen

Ihre
 Helma Tackler

Ich war in Kanada sehr viel mit Baracke zu tun, denn
 es wieder ausgezeichnet geht.

Kommentar

Ob sie sich schon in Berlin begegnet sind in den schwierigen dreißiger Jahren, die Historikerin der deutsch-jüdischen Geschichte und der Germanist, Rechtsanwalt und vor allem Erzähler jüdisch-deutscher Geschichten? Es steht zu vermuten. Beide stammen sie aus dem badischen Süddeutschland, sie aus einer prominenten Arztfamilie in Kippenberg (geboren 1890), er aus dem alteingesessenen Landjudentum am Bodensee (geboren 1883). Beider Arbeiten, wissenschaftliche wie dichterische, kreisen um die Geschichte der Juden in Deutschland, um mal hoffnungsvoll gelingendes, mal tödlich gestörtes Zusammenleben der Minderheiten- in der Mehrheitsgesellschaft über die Jahrhunderte. Beide sind erst im letzten Augenblick in die USA emigriert, Jacob Picard 1940 nach New York, Selma Stern und ihr Mann, der Historiker Eugen Täubler 1941 nach Cincinnati (Ohio). Selma Stern hat Glück, sie findet nach dem erzwungenen Abbruch ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit an der Akademie für die Wissenschaft des Judentums in Berlin ein adäquates Aufgabenfeld als Leiterin und Editorin der American Jewish Archives am Hebrew Union College und kann ihre eigene wissenschaftliche Arbeit fortsetzen. Jacob Picard ist gerettet, aber er tut sich schwer in diesem fremden Land, ohne schon in Deutschland – über einen kleinen kundigen Kreis von Lesern (etwa Hermann Hesse) hinaus – bekannt gewesen zu sein. Picard hält sich mit Hilfsarbeiten über Wasser, als Gärtner, als Fabrikarbeiter, als wissenschaftliche Hilfskraft für den Germanisten Karl Viëtor, mit gelegentlichen kleinen Zeitungsbeiträgen, und ist auf finanzielle Unterstützung durch Hilfsorganisationen angewiesen. In Deutschland hatte er nach seiner Dissertation neben Feuilletons und zwei Gedichtbänden noch 1936 eine Sammlung von Erzählungen, *Der Gezeichnete. Jüdische Geschichten aus einem Jahrhundert*, in der Jüdischen Buchvereinigung in Berlin veröffentlicht, dies freilich schon unter Ausschluss des nichtjüdischen Lesepublikums. Schließlich verbindet beide die – bei Selma Stern freilich ungleich engere – Freundschaft mit Leo Baeck.

Ihr im Archiv des Leo Baeck Institute in New York aufbewahrter Briefwechsel¹ setzt ein mit Jacob Picards Antwort- und Dankesbrief vom 10. März 1953 auf Selma Sterns (nicht er-

¹ Leo Baeck Institute New York(LBINY), Jacob Picard Collection.



1 Selma Stern, 1954.

haltenen) Glückwunsch zu seinem siebenzigsten Geburtstag (am 11. Januar 1953), dem sie ihren jüngsten Aufsatz, *Der literarische Kampf um die Emanzipation in den Jahren 1816–1820 und seine ideologischen und soziologischen Voraussetzungen*, aus dem *Hebrew Union College Annual* 1950/51 beigelegt hatte. Gleich in diesem ersten Brief erweist sich der Briefschreiber als sorgfältiger Leser und produktiver Kritiker. Und dann nützt er – höflich und vorsichtig – den neuen Kontakt mit der im einschlägigen Literaturmilieu beheimateten Kollegin, um sie

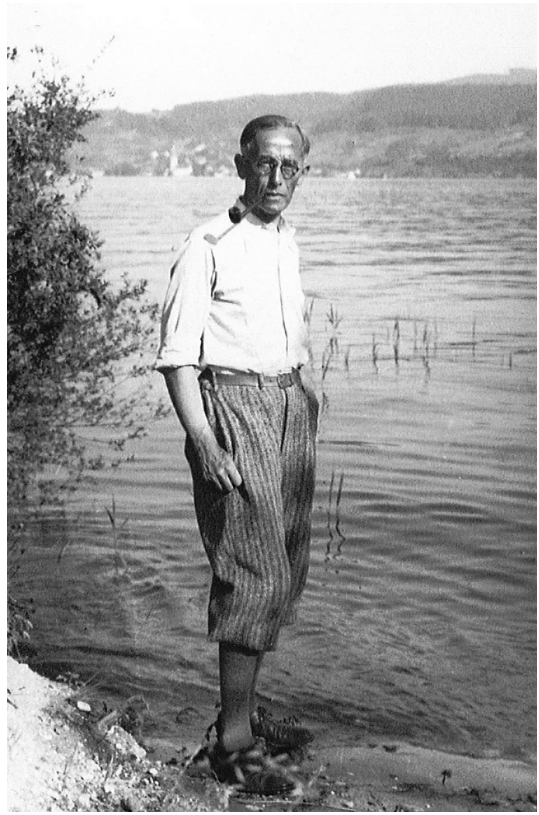
für sein dringlichstes Vorhaben, eine englische Veröffentlichung seiner mittlerweile um mehrere Erzählungen angewachsenen Novellensammlung, bei der Jewish Publication Society in Philadelphia um ihre Fürsprache zu bitten.

„Ja. Ich schaeme mich ein wenig, dass ich nun mit dem ersten Brief, den ich an Sie schreiben darf, Sie zugleich mit der Last der Erfüllung einer solchen Bitte belade [...] und ich hoffe nur, dass nicht diese Sache unsere junge, für mich so schön begonnene Beziehung nicht [sic!] gar stören werde.“ „Dieser Sache“ stehen offensichtlich viele Hindernisse im Wege, einflussreiche Persönlichkeiten, die verschiedenen Lagern angehören, miteinander konkurrieren und sich bei der Durchsetzung ihrer Projekte gegenseitig im Wege sind. Insofern bietet dieser Briefwechsel auch einen kleinen Einblick in die intellektuelle jüdische Szene an der amerikanischen Ostküste. Da sind die dem deutschen Bildungsbürgertum zugehörigen Emigranten, idealtypisch repräsentiert in den beiden Korrespondierenden, da sind die Emigranten mit osteuropäischen Wurzeln, gegen die in diesem Briefwechsel immer wieder und nicht auf gleicher Augenhöhe polemisiert wird, und da sind die amerikanischen Juden, die sich den Flüchtlingen aus Hitler-Deutschland gegenüber reserviert zeigen und deren andere akademische und ökonomische Gepflogenheiten den deutschen Juden offensichtlich gewohnheitsbedürftig erscheinen. Erst drei Jahre später, im Frühjahr 1956, im vorliegenden Brief also, nimmt Picards Vorhaben endlich Gestalt an.

Einen weiteren Berührungspunkt der Briefschreibenden bilden die Gegenstände ihres schriftstellerischen Arbeitens. Selma Stern hat sich nach dem Tod ihres Mannes 1953 und schwe-

ren Krankheiten wieder gefangen durch ein großes Arbeitsvorhaben, eine akribisch recherchierte, wissenschaftliche Biographie des *Josel von Rosheim*, Befehlshaber der Judenschaft im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation², zugleich ein Panorama des 16. Jahrhunderts. Josel von Rosheim ist beiden ein Landsmann. Auch Jacob Picard hat unmittelbar vor seiner Emigration eine Josel-Novelle geschrieben, Joselmanns schwerste Stunde. Sie liest sich wie eine negative Prophetie: Josel wird dringendst in eine Gemeinde gerufen, um kraft seiner Autorität das kollektive Todesurteil wegen eines Ritualmordvorwurfs abzuwenden und kommt, nicht ohne eigenes Versäumnis, zu spät.

Zu Quellenstudien auf „den Spuren meines Joselmanns“ (26. April 1955) kündigt sie Picard 1955 ihren Aufbruch nach Europa an, möchte in Brüssel, im Elsass, in Wien und Innsbruck Archive und am Ende die Schweiz besuchen. „Vor den deutschen Menschen habe ich Angst“, bekennt sie Picard vor ihrer Abreise. Nun, im Brief vom 19. Februar 1956 versucht sie sich Rechenschaft abzulegen über die verstörenden Erfahrungen durch das Wiedersehen mit Deutschland. Was sie offensichtlich verwirrt, ist die Umkehrung ihrer erwarteten psychischen Reaktion. Sie muss feststellen, dass „die Reinheit der Erinnerung“ im amerikanischen Exil getrübt ist als in Deutschland. Ihre Wahrnehmung von Deutschland hat einen Sprung gemacht nach rückwärts über den Abgrund in die Vergangenheit ihrer Kindheit, ihrer glücklichen Studienjahre, in die Zeit, als ihre Ehe mit Täubler noch nicht gespalten war zwischen dem – bewunderten – Gelehrten und dem – als kalt und fühllos erlebten – Menschen. Der ge-



2 Jacob Picard am Bodensee.

² Zuerst erschienen 1959 in der Deutschen Verlagsanstalt Stuttgart.

samte Komplex Shoa bleibt eine Leerstelle, angedeutet allenfalls in der kleinen Bemerkung, dass sie in der großen Synagoge in Berlin „nicht ein einziges bekanntes Gesicht gesehen“ hat und in der Erinnerung an Eltern und Freunde, „die nun alle tot sind“; aber das klingt eher so, als wären sie nach 14 Jahren alle auf natürliche Weise nicht mehr am Leben. Den Abgrund überbrückt sie mit der Freude über reiche Archivfunde, mit Begegnungen mit Menschen, die mit ihren und ihres Mannes wissenschaftlichen Arbeiten vertraut sind wie früher, und ihnen Anerkennung zollen. Aber die Brücke über den Abgrund trägt nicht, da es den Grund, auf dem ihre Pfeiler in der Vergangenheit ruhten, nicht mehr gibt.

So bleibt das „Gefühl des Nichtmehrdazugehörens“, das sich nun, bei der Rückkehr ins fremd gebliebene Exilland erst recht bestätigt. Mit der Wiederbegegnung mit Deutschland ist ihr vollends zu Bewusstsein gekommen, was sie in Amerika vermisst. So kulminiert der Bericht an den verständnisvollen und verwandt empfindenden Brieffreund mit dem Eingeständnis der „Leere“, die „schlimmer ist als der wilde Schmerz“. „Schlimmer als der wilde Schmerz“, das ist das Äußerste an Eingeständnis von Unglück, hier bricht sie ab, „genug von mir“, Lamentieren ist nicht ihre Sache, sie hat zum Glück die Gewissheit, dass sie gebraucht wird.

Mit dem zweiten Teil des Briefes geht sie auf die Probleme des Briefpartners mit seiner so mühsam vorankommenden Edition von *Der Gezeichnete* ein. Erfahren mit den amerikanischen Publikationspraktiken sucht sie den konsternierten Picard zu beruhigen. Den Übersetzer L.L. (das ist der Schriftsteller und Germanist Ludwig Lewisohn) kann sie nur empfehlen. Er hat 1946 das Manuskript ihrer Novellen ins Englische übersetzt.³ Sie legt ein Wort ein für den Chefherausgeber der JPS, Solomon Grayzel, mit dem sie gute Erfahrungen gemacht hat, und macht einen Alternativ-Vorschlag für den ihr unglücklich gewählten englischen Titel der Sammlung, der dann am Ende auch realisiert wird. Nach der Titelerzählung *Der Gezeichnete* in der Vorlage von 1936 erscheint Picards Band *The Marked One. Stories* 1956 in Philadelphia, um schließlich 1963 als *Die alte Lehre. Geschichten und Anekdoten* in der DVA Stuttgart wieder auf dem deutschen Buchmarkt verfügbar zu sein.

³ *The Spirit Returneth ... Philadelphia* 1946; deutsch u.d.T. *Ihr seid meine Zeugen. Ein Novellenkranz aus der Zeit des Schwarzen Todes 1348/49*. München 1972.

Mit der Freude über Picards Engagement für das Werk der damals gänzlich unbekanntes Dichterin Gertrud Kolmar vermittelt sie dem Briefpartner die so nötige Genugtuung für sein immer wieder vergebliches Bemühen, an die große Tradition deutsch-jüdischer Kultur anzuknüpfen. *Das lyrische Werk* erschien 1955 bei Lambert Schneider in Heidelberg mit Jakob Picards Nachwort, das in seinem pathetisch hohen Ton freilich schon damals als nicht mehr zeitgemäß kritisiert wurde.

Der Deutschlandbesuch hat ihr ihre Ortlosigkeit – euphemistisch ausgedrückt als „splendid isolation“ – in dreifacher Hinsicht schmerzhaft bewußt gemacht: erstens wörtlich im räumlichen Verständnis als Nichtexistenz einer Heimat, weder in Deutschland noch in Amerika; zweitens im Verlust der Bindung sowohl an ein Deutschsein als auch an ein Jüdischsein und drittens in der nun endgültig bestätigten Beraubung ihres historischen und wissenschaftlichen Weltbildes. Trauriger als in dem Bild vom Friedhof, dessen Gräber sie mit gleich wieder verwelkenden Blumen schmückt, kann ein wissenschaftliches Lebenswerk kaum beschrieben werden.

Jacob Picard ist 1958 nach Europa zurückgekehrt und in seiner Heimat am Bodensee begraben, Selma Stern übersiedelte 1960 nach Basel und führte ihr Lebenswerk, die Darstellung und Dokumentation *Der preußische Staat und die Juden*, beharrlich zu Ende.

BILDNACHWEIS

1 Aufnahme von Plain Dealer, Cleveland/Ohio. Nachlass Eugen Täubler der Universitätsbibliothek Basel.

2 Mit freundlicher Genehmigung des Leo Baeck Instituts New York.

Julia Baumann

„Weil die Dinge kein Gedächtnis haben...“ – oder etwa doch?

Über die Sommeruniversität für jüdische Studien in Hohenems 2013

Als am Sonntag, den 21. Juli knapp 60 schwer gepackte Wanderer die Hohenemser Berglandschaft erklimmen, fragten sich einige, wohin diese kleine Prozession wohl ging. Ziel war das Jüdische Museum, denn wieder einmal trafen sich motivierte Studenten, Dozenten und Geschichtsinteressierte aller Altersstufen in Hohenems, diesem kleinen idyllischen Örtchen in Österreich. Teilnehmer aus München, Heidelberg, Basel, Zürich, Salzburg, Wien, Konstanz und Hamburg kamen auch dieses Jahr zusammen, um sich gemeinsam den Jüdischen Studien zu widmen. Umgeben von einer beeindruckenden Bergkulisse und untergebracht im alten jüdischen Viertel gestaltete sich das Bilden und Weiterbilden einfacher als gedacht – man kam ja auch gar nicht aus!

Denn obwohl man es Hohenems auf den ersten Blick vielleicht nicht zutraut, hat die Stadt im Vorarlberg eine weitreichende jüdische Traditionsgeschichte zu bieten. Geblieben sind nur Bauwerke und Gegenstände, die alle eine Geschichte in sich tragen. Das jüdische Viertel, das 1996 unter Denkmalschutz gestellt wurde, der Friedhof, Briefe, Bücher, Möbel, Lampen, Bilder, Kleidung, Koffer und viele andere „Überbleibsel“ fanden in unseren Betrachtungen ihren Platz. Auch die Dauerausstellung des Jüdischen Museums Hohenems behandelt die Dinge und ihre Geschichte. Durch Beziehungen zu Zeitzeugen und deren Nachkommen leistet das Museum einen wertvollen Beitrag zum jüdischen Gedächtnis. Die jüdische Kultur, die geprägt ist von der Diaspora, von Mobilität und Transnationalität, die durch gewaltsame historische Brüche gezwungen war, sich ständig neu zu erfinden, legt bis heute großen Wert auf die Erinnerung. Alltagsgegenstände werden zu Ritualobjekten und umgekehrt. In ihnen verdichten sich individuelle und kollektive Erfahrungen ganzer Generationen. Erinnerung ist somit zugleich Spur und Konstruktion, wie es auch im Prospekt zur Sommeruniversität heißt. Geschichtsbilder, unterschiedliche

geschichtliche und kulturelle Interpretationen und Identitätsentwürfe prägen unseren Umgang mit solchen „Erinnerungsdingen“. Aber wie genau werden Dinge zu Erinnerungsträgern und wie können wir ihnen ihre Geschichte entlocken?

Mit interdisziplinären Vorträgen zu theoretischen Konzepten:

„Kollektives jüdisches Gedächtnis – und warum es das vielleicht gar nicht gibt“ (Erik Petry),

„Erinnere dich, was Amalek dir angetan! Über jüdisches Vergessen“ (Alfred Bodenheimer) und

„Gedächtnis der Dinge und Orte“ (Aleida Assmann),
zu Archiven als Wissens- und Erinnerungsspeicher:

„Khurbn-forshung von Kischinjow bis Kielce“ (Tamar Lewinsky) und

„Spuren der Texte: Genisot, Fragmente und andere Formen der Überlieferung“ (Falk Wiesemann),

zu Museen als Erinnerungsspeicher:

„Telling Stories: The Place of Objects in a Multimedia Narrative Exhibition“ (Barbara Kirshenblatt-Gimblett) und

„Die Diaspora der Dinge? Über das Leben der Objekte im Museum“ (Hanno Loewy), zu „Erinnerungsdingen“:

„The Soul of the Biblical Sandal – Endurance of Forms and the Emerge of Style in Israel“ (Tamar El-Or),

„Über die Arisierung des Alltags und warum manche Dinge kein Gedächtnis haben“ (Mirjam Zadoff),

„Judaica: zwischen religionspraktischer Form und historischer Analyse“ (Felicitas Heimann-Jelinek),

„Gegenstände des Aberglaubens – Jüdische

Amulette aus Vergangenheit und Gegenwart“ (Daniele Schmidt),

„Mitnehmen oder Zurücklassen – Dinge der Emigration“ (Joachim Schloer),

„Repräsentation und Bildlichkeit im antiken Judentum“ (Deborah Jacobs) und

„Erinnerung Begreifen: Oral History und die Kraft des Materiellen“ (Albert Lichtblau),

zu Literatur als Ausdruck der Erinnerung und des Vergessens:

„Bücher, Bilder, Leuchter,... Gegenstände und Gedächtnis bei Stefan Zweig“ (Armin Eidherr),

„Wilnas jüdische Bibliotheken“ (Stefan Schreiner),

sowie in einigen Workshops zu „Handschriften“ (Ittai Tamari), „Grabsteinen“ mit Besuch des Friedhofs (Michael Studemund-Halevy), „Judaica Basiswissen“ (Sabina Bossert, Deborah Ferjencik) und „Judaica für Fortgeschrittene“ (Felicita Heimann-Jeinek) konnten Studenten, Dozenten und Interessierte ihren Wissenshunger ausgiebig stillen.

Für Ablenkung sorgten die häufigen Besuche im Museumskaffee, das Picknick im Museumsgarten und das „Get-Together“ am Alten Rhein, der nicht nur eine kleine Erfrischung bot, sondern durch den man wortwörtlich kulturelle Grenzen überwinden konnte (der Alte Rhein bildet nämlich die Grenze zwischen Österreich und der Schweiz).

Mit Dank an die Veranstalter: Abteilung für Jüdische Geschichte und Kultur der Ludwig-Maximilians-Universität München, Zentrum für Jüdische Kulturgeschichte der Universität Salzburg, Zentrum für Jüdische Studien der Universität Basel, Institut für Judaistik der Universität Wien und Sigi-Feigel Gastprofessur für Jüdische Studien der Universität Zürich, in Zusammenarbeit mit dem Jüdischen Museum Hohenems. Ein besonderer Dank geht an Frau Evita Wiecki und Herrn Hanno Loewy für die Koordination und Organisation.

Julia Müller-Kittkau

Geglückter Brückenschlag zwischen Universität und Schule

Mit Neugierde wurde das Pilotprojekt „Jüdische Geschichte im Unterricht: didaktische Konzepte und praktische Anwendungen“ von den teilnehmenden Studenten und Lehrenden sowie der Geschäftsleitung des Historischen Seminars während des Sommersemesters 2013 begleitet.

Den Anstoß zu diesem neuen Format, das nun eine erste Zwischenbetrachtung erfahren soll, gaben Dr. Mirjam Zadoff, Dozentin der Abteilung für Jüdische Geschichte und Kultur an der LMU, und Dr. Gregor Pelger, Gymnasiallehrer der Fächer Deutsch, Geschichte, Sozialkunde, Ethik und Philosophie, sowie Lehrbeauftragter am Lehrstuhl. Die Erfahrung der beiden – sowohl innerhalb der Schule, als auch im universitären Kontext – ließ deutlich werden, dass die einseitige und manchmal stereotype Behandlung jüdischer Geschichte im Schulunterricht häufig eine „Abwehrhaltung“ im Denken junger Köpfe auslöst.

Die Idee war zunächst eine bekannte, nämlich wissenschaftliche Forschung an die Lehrpraxis des Schulunterrichts anzunähern. Doch sowohl methodisch wie inhaltlich wurde im Rahmen dieser Lehrveranstaltung ein neuer Zugang gewählt. In einem ersten Schritt entwickelten die Studierenden Unterrichtseinheiten, die das Potential haben, jüdische Themen in allgemeine Lehrinhalte der Fächer Geschichte, Literatur, Ethik, Sozialkunde und Religion zu integrieren. Dabei waren keinerlei Vorgaben hinsichtlich der Schulform, Jahrgangsstufe oder des Faches gegeben, sondern einzig der Appell an die Studierenden gerichtet, inhaltliche „Hintertüren“ im Lehrplan zu finden und Räume jenseits der im Schulbuch in der Regel kurz angesprochenen Themen – wie Verfolgung der Juden im Mittelalter, Holocaust und Nahostkonflikt – zu öffnen.

Der zweite, sehr entscheidende Schritt bestand in einer zweitägigen Lehrerfortbildung, in deren Rahmen diese Unterrichtseinheiten praktizierenden Lehrerinnen und Lehrern vorgestellt wurden. In gemeinsamer Gruppenarbeit von Studierenden und Lehrern wurden die einzelnen Sequenzen auf ihre Umsetzbarkeit im Unterricht geprüft und dahingehend weiter entwickelt. In einer dritten und letzten Projektphase bekom-

men die Studierenden im Folgesemester die Möglichkeit, ihre Unterrichtseinheiten an den Schulen der beteiligten Lehrerinnen und Lehrer in die Praxis umzusetzen.

Aus der Perspektive einer mitwirkenden Studentin möchte ich hier einige Eindrücke wiedergeben, mit denen nicht zuletzt ein Plädoyer für die Fortführung dieses Projektformates verbunden sein soll. Denn die Resonanz aller Beteiligten auf diese neue Art des Dialogs zwischen Universität und Schulen war gänzlich positiv, konnte doch jeder für sich von der Zusammenarbeit zwischen Dozenten, Lehrern und Studierenden profitieren und neue Impulse erhalten.

Für uns Studierende war die mehrfache Reflexion über die Unterrichtsvorbereitungen äußerst lehrreich: Im Plenum der Lehrveranstaltung sowie im Rahmen eines begleitenden Tutoriums mit Christoffer Leber diskutierten wir die Themen inhaltlich und auf wissenschaftlicher Ebene, sowie hinsichtlich ihrer didaktischen Umsetzbarkeit. In der Zusammenarbeit mit den Lehrerinnen und Lehrern ging es dann vor allem darum, Unterrichtseinheiten praktikabel zu gestalten, so dass sie in der Lehrpraxis Bestand haben und hoffentlich vielfach umgesetzt werden. Besonders dieser letzte Schritt war eine wertvolle Erfahrung, deren Bedeutung die der zu durchlaufenden Schulpraktika übersteigt. Die überaus aufgeschlossene Haltung der teilnehmenden Lehrerinnen und Lehrer nicht nur den vorgestellten Inhalten gegenüber, sondern auch hinsichtlich ihrer Bereitschaft, die Studierenden in ihren Unterricht einzuladen und die erarbeiteten Einheiten zukünftig in ihr eigenes Unterrichten einzubinden, ist sicherlich der beste Beweis für eine gelungene Zusammenarbeit.

Im Feedback der Lehrerinnen und Lehrer ließ sich vor allem deren Interesse konstatieren, neue Impulse zu erhalten, die jenseits der besprochenen Unterrichtseinheiten dazu animieren konnten, selbst thematische „Hintertüren“ zu öffnen. So wurde seitens der Lehrerinnen und Lehrer auch der Wunsch nach einem Netzwerk geäußert, welches den Dialog zwischen Schule und Universität fördert und festigt. Um die Kooperation zu erleichtern, wird eine Online-Plattform mit einem wachsenden Angebot an Unterrichtsvorbereitungen eingerichtet werden, auf die Lehrer und Lehrerinnen in ganz Deutschland zugreifen können. Diese Plattform wird als Basis zur Weiterführung des Projektes dienen, dessen Ziel es ist, Schülerinnen und Schülern Jüdische Geschichte als integrierte allgemeine Geschichte zu vermitteln.

Julia Müller-Kittnau

Exkursion des Studierendennetzwerks nach Budapest

Vom 27.06 bis 01.07.2013

Mit sorgenvollem Blick beobachtet man in Europa und der Welt die Vorgänge in Ungarn, das in der zweiten Amtsperiode Viktor Orbáns als „gelenkte Demokratie“ verstanden wird. Die Situation ist besorgniserregend, erinnert man an die radikalen Äußerungen des Publizisten Zsolt Bayer, der 2010 durch die Regierungspartei Fidesz mit dem Madách-Preis für seine Arbeit gewürdigt wurde, oder an den Eklat um den Jobbik-Abgeordneten Marton Gyöngyösi 2012. Ohne diese aktuellen Entwicklungen aus den Augen zu verlieren, widmete sich eine Exkursion des Studierendennetzwerks der Jüdischen Geschichte und Kultur der Stadt.

Nach unserer Ankunft wurden wir von Professor Michael Laurence Miller von der Central European University durch das jüdische Viertel der Stadt geführt. Beginnend mit der größten Synagoge Europas, der Dohány Synagoge, tauchten wir in das 19. Jahrhundert und die Geschichte um den Bau der neologen Synagoge ein, als das wachsende jüdische Selbstbewusstsein noch vor der rechtlichen Emanzipation Ausdruck in diesem ambitionierten Bauvorhaben fand. Unglaublich dicht treffen an diesem Ort verschiedene Erinnerungen an jüdisches Leben in Budapest zusammen: das Mahnmal für Raoul Wallenberg, die Erinnerung an Hannah Senesh und vor den Toren der Synagoge ein Verweis auf Theodor Herzls Geburtshaus.

Weiteren Entwicklungsschritten folgten wir anhand anderer Synagogenbauten. Die Otto-Wagner-Synagoge, erbaut von dem gleichnamigen berühmten Wiener Secessions-Architekten reflektiert die herausragende Stellung des Judentums zur Zeit ihrer Entstehung. Zugleich verweist der im Verfall begriffene leere Rundbau aber auch auf die Leerstelle, die der Holocaust in vielen jüdischen Gemeinden hinterließ. Die orthodoxe Synagoge im Artdeko-Stil befindet sich unweit der neologen Reformsynagogen und erinnert an die verhältnismäßig kleine orthodoxe jüdische Gemeinde, deren Einfluss im frühen 20. Jahrhundert zunahm. Bemerkenswert ist, wie leben-

dig das Jüdische Viertel noch heute ist, mit einer Mazzot-Bäckerei, mit koscheren Restaurants, einer Mikwe und vielem mehr.

Begleitet von Einzelreferaten der Teilnehmerinnen und Teilnehmer konnten wir uns weitere Erinnerungsorte der Stadt räumlich erschließen: den Burgberg und die Geschichte der ungarischen Monarchie, den Gellértberg als Ort jüdischen Lebens unter den Habsburgern und unter kommunistischer Herrschaft oder das Parlament als Symbol für den gegenwärtigen Stand jüdischen Lebens in Ungarn. Für viele Budapester Juden bleibt die Mitte Ungarns während des Holocaust und die fehlende Übernahme von Verantwortung bis heute „als Wunde am eigenen Leib bestehen“, wie der Schriftsteller Imre Kertész es formuliert hat. Besonders interessant war unter anderem das Treffen mit einem Mitarbeiter des Tom Lantos Institutes, das sowohl die Minderheitenrechte von Roma als auch von Juden vertritt und sich in Zusammenarbeit mit Schulen und Universitäten für die Sensibilisierung der jungen Bevölkerung für demokratische Werte einsetzt.

Diese vielschichtigen Erfahrungen wären nicht möglich gewesen, hätte es nicht die Initiative von Dorothee Merkl und Bernadette Barth gegeben, die die Exkursion geplant und organisiert haben. Unser Dank gilt auch dem Lehrstuhl und dem Freundeskreis des Lehrstuhls für die finanzielle Unterstützung, ebenso wie für wertvolle Kontakte vor Ort, die uns eine intensive Auseinandersetzung mit der jüdischen Geschichte und Gegenwart der Stadt ermöglichten.

NACHRICHTEN UND TERMINE

Neues von Mitarbeitern
und Absolventen

Veranstaltungen

Neues vom Freundeskreis
des Lehrstuhls

Dietmar Müller-Elmau, Mitglied des Kuratoriums des Freundeskreises und langjähriger Förderer des Lehrstuhls für Jüdische Geschichte und Kultur, wurde zum Ehrensenator der Ludwig-Maximilians-Universität ernannt. Die Abteilung für Jüdische Geschichte und Kultur gratuliert herzlich.

NEUES VON MITARBEITERN UND ABSOLVENTEN

Prof. Alan Steinweis, der Prof. Michael Brenner für die nächsten drei Semester vertritt, lehrt im kommenden Wintersemester zum Thema Holocaust, Deutsche Juden 1933–1945 und zum November-Pogrom 1938, dessen fünfundsiebzigstem Jahrestag dieses Jahr gedacht wird.

Die Mitarbeiter der Abteilung für Jüdische Geschichte und Kultur gratulieren **Dr. habil. Mirjam Zadoff** zu ihrer Habilitationsschrift zum Thema *Dein Bruder Hiob. Werner Scholem – Ein deutsches Leben*. Für die englische Übersetzung ih-

res ersten Buches (*Next Year in Marienbad. The Lost Worlds of Jewish Spa Cultures*. Philadelphia 2013) erhält sie den renommierten Salo Baron Prize der American Academy for Jewish Research.

Dr. Andrea Sinn, wird im Sommer 2013 die Ludwig-Maximilians-Universität München verlassen, um eine Stelle als DAAD Visiting Assistant Professor an der University of California at Berkeley anzutreten.

Außerdem koordinierte sie im August zusammen mit Adam Seipp den 14tägigen Summer Research Workshop „Landscapes of the Uprooted: Refugees and Exiles in Postwar Europe“ am United States Holocaust Memorial Museum in Washington.

Dr. Björn Siegel wird von September bis Ende Dezember 2013 als Scholar-in-Residence (IfZ-USHMM Exchange of Scholars Award) am United States Holocaust Museum in Washington forschen. Ab Anfang 2014 wird er dann als DAAD-Lecturer an der University of Sussex lehren.

Prof. Cornelia Wilhelm setzt, in Kooperation mit der New York University, ihr DFG-Forschungsprojekt zum Thema „Deutsche Rabbiner im amerikanischen Exil 1933–1990“ fort.

Richard Volkmann hat seine Masterarbeit zum Thema „Antizionistische jüdische Intellektuelle am Ende des 20. Jahrhunderts“ geschrieben. **Josef**

Prackwiesers Magisterarbeit behandelt „Das Verhältnis des Heiligen Stuhles zu den Juden und Jüdischen Gemeinden Ober- und Mittelitaliens im beginnenden 15. Jahrhundert: das Beispiel Martin V. (1417–1431)“.

Im vergangenen Sommersemester wurden wieder Bachelorarbeiten im Bereich Jüdische Geschichte und Kultur geschrieben. **Hannes Pichler** schrieb zum Thema „Israel im deutschen Schulbuch: Eine Analyse des Zeitraums von 1949 bis 2012“. Die Arbeit von **Cindarella Petz** trägt den Titel „Ein Zeichen ‚zählen Lebenswillens‘: Die Synagoge an der Reichenbachstraße – Geschichte und Perspektiven“. Zum Thema „transmigranten, emigranten, vluchtelingen – Die Darstellung deutsch-jüdischer Flüchtlinge in der jüdischen Presse der Niederlande ab Kriegsbeginn 1939“ schrieb **Dorothee Viola Merkl**. **Patricia Schiffers** Thema lautete „Der Novemberpogrom von 1938. Erinnerungen und Reaktionen jüdischer Zeitzeugen“ und **Johanna Tress** schrieb zum Thema „Die Wahrnehmung der Wiedergutmachung im Leben jüdischer NS-Opfer“. „Die Jüdin von Toledo in ihrem gesellschafts-politischen Kontext“ lautet das Thema der Bachelorarbeit von **Esther Pütz**.

Veröffentlichte Bücher

Im Frühjahr erschien *Der Westen im Osten – Deutsches Judentum und jüdische Bildungsreform in Osteuropa (1783–1939)* von **Dr. Tobias Grill** beim Verlag Vandenhoeck & Ruprecht.

Spanien und Sepharad: Über den offiziellen Umgang mit dem Judentum im Franquismus und in der Demokratie ist der Titel des im August bei Vandenhoeck & Ruprecht erschienenen Buchs von **Dr. Anna Menny**.

Eine Chronik der ersten fünfzehn Jahre des Lehrstuhls ist sowohl auf Deutsch wie auch auf Englisch erschienen und im Sekretariat gegen eine Schutzgebühr von 7,50 € erhältlich.

Der Lehrstuhl bedankt sich ganz herzlich bei Rahel E. Feilchenfeldt und Prof. Dr. Konrad Feilchenfeldt für ihre Spende. Sie haben der Bibliothek des Historicum mehrere Jahrgänge der Zeitschrift *Studia Rosenthaliana* geschenkt.

VERANSTALTUNGEN

Vorschau

Im Oktober 2013 organisiert der Lehrstuhl einen internationalen Workshop zum Thema „Soziale Protestbewegungen in Israel“. Am 17. Oktober wird **Prof. Thomas Kern**, derzeit am Max-Weber-Institut der Universität Heidelberg, eine Einführung in die soziologischen Theorien der aktuellen Protestbewegungsforschung geben. **Prof. Sammy Smootha**, Universität Haifa, wird in der darauffolgenden Woche (24. Oktober) über die sozialen Protestbewegungen in Israel in den 1970er Jahren referieren. Beide Vorträge finden als Abendveranstaltungen um 19 Uhr im Hörsaal 001 des Historicums statt. Organisiert wird der Workshop von Oliver Glatz M.A. und Julie Grimmeisen M.A.

In Kooperation mit dem Lehrstuhl für Europäische Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts wird **Prof. Federico Finchelstein** von der New School for Social Research, New York am 28. Oktober 2013 einen Vortrag zum Thema „Transnational Fascism and Antisemitism in the Transatlantic Space“ halten. Der Vortrag findet um 19 Uhr im Hörsaal 001 des Historicums statt.

Dr. Ruth Nattermann (LMU München / Florenz) wird am 7. November 2013 um 16 Uhr im Rahmen des Oberseminars von Prof. Alan Steinweis und des Oberseminars von Prof. Xose Nunez Seixas einen Vortrag zum Thema „Le emancipate“? Jüdische Frauen in Italien zwischen Risorgimento und Faschismus“ halten. Der Vortrag findet im Historicum im Raum 302 (Amalienstr. 52) statt.

Im Bereich der Mittelalterlichen Jüdischen Geschichte finden in diesem Semester folgende Vorträge statt: Am 30. Januar 2014 hält **Prof. Dr. Miri Rubin** (Queen Mary, University of London) einen Vortrag zum Thema „*What happened in Norwich in 1144? Oblivion, Memory and the Child-murder Accusation against Jews*“.

Prof. Dr. Gerd Mentgen von der Universität Trier trägt am 3. Dezember 2013 zum Thema „Juden im mittelalterlichen England“ vor. Den Veranstaltungsort können sie auf der Homepage von Frau Prof. Haverkamp (<http://www.jgk.geschichte.uni-muenchen.de/personen/mitarbeiter/haverkamp1/index.html>) erfahren.

Rückblick

Am 16. Mai fand in Kooperation mit dem griechischen Generalkonsulat und dem Kretischen Verein von München der Vortrag „Etz Hayyim: Destruction and Reconstruction of a Synagoge on Crete“ von **Dr. Nicholas Stavroulakis** statt. Die freundliche Unterstützung des Freundeskreises des Lehrstuhls machte diesen Vortrag erst möglich.



Im Rahmen eines Vortrags zum Thema „Israel has moved/Israel ist umgezogen – Reisebericht durch ein verändertes Israel“ stellte **Dr. Diana Pinto (Paris)** am 6. Juni im Jüdischen Museum ihr neues Buch vor. Diese Veranstaltung fand in Zusammenarbeit mit dem Jüdischen Museum München und der Deutsch-Israelischen Gesellschaft e.V., Arbeitsgemeinschaft München statt.

„**Jews and Muslims in the Russian Empire and the Soviet Union**“ war das Thema einer Konferenz, die am 20. und 21. Juni in Kooperation mit dem Internationalen Graduiertenkolleg „Religiöse Kulturen im Europa des 19. und 20. Jahrhunderts“ im Historischen Kolleg stattfand.



▲ David Shneer

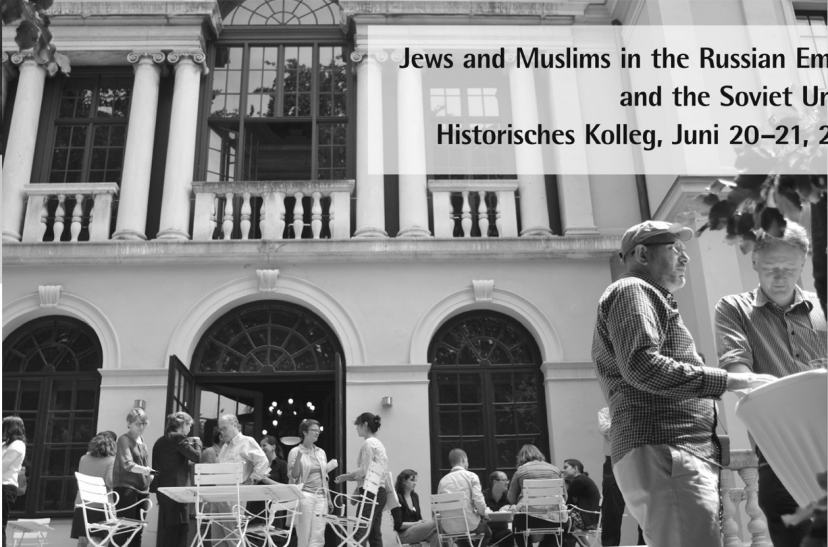


▲ Franziska Davies



◀ Martin Schulze Wessel mit Michael Brenner

Jews and Muslims in the Russian Empire and the Soviet Union, Historisches Kolleg, Juni 20–21, 2013



▶ Yohanan Petrowsky-Shtern mit Martin Schulze Wessel

▼ Vladimir Levin mit Yvonne Kleinmann

▼ Adeb Khalid mit Michael Stanislawski



David E. Fishman mit
Mirjam Zadoff ▶



▼ Michael Stanislawski mit
Michael Brenner



Michael Khodarkovsky ▲

◀ Elli Shinker

NEUES VOM FREUNDKREIS DES LEHRSTUHLS

Bei der letzten Mitgliederversammlung wurde angekündigt, gegen Ende des Sommersemesters eine zusätzliche Vortrags- oder Diskussionsveranstaltung zu planen – einmal, um unser Themenspektrum zu bereichern und zum anderen, um einen guten Anlass für eine Begegnung miteinander zu haben.

Das Jahr 2013 steht, was Musik und Theater angeht, im Zeichen der 200. Geburtstagstage von Wagner und Verdi. Vielerlei Aufführungen, Ausstellungen und Vorträge sind den beiden so bedeutenden Komponisten gewidmet. Was nun im Besonderen Wagner und die Themen unseres Freundeskreises betrifft, gibt es einen diffusen, um nicht zu sagen dunklen Bereich: Wagners persönlichen Antisemitismus, wie er in seinen Schriften, aber auch in bestimmten Komponenten seiner Werke steckt. Darüber wurde mit dem Wagner-Forscher Prof. Dr. **Jens Malte Fischer** ein Gespräch vorbereitet, der diesen bedrückenden Aspekt bereits sehr eindringlich untersucht hat und dessen Gedanken zu diesem Thema sich von vielen publizierten Arbeiten über Wagner abheben. Es fand am 15. Juli 2013 bei sehr gutem Besuch von Freunden und Gästen statt und stand unter dem Thema „Wagners Antisemitismus – eine verzeihliche Privatsache?“. Dabei wurde, über Wagners aggressive antijüdische Äußerungen hinaus, an Musikbeispielen aus Wag-

ners „Meistersinger von Nürnberg“ und „Siegfried“ der Frage nachgegangen, wie seine persönliche Haltung auch in seinen komponierten Musikdramen zum Ausdruck kommt und wie sie das geistige Klima seit 1850 bis in unsere Zeit beeinflusst hat.

In der Besetzung unseres Vorstands ergeben sich Veränderungen:

Frau Dr. des. **Andrea Sinn**, die in so dankenswerter Weise seit 2002 am Aufbau und am Programm unseres Freundeskreises mitgewirkt hat und darüber hinaus als Schatzmeisterin die materiellen Aspekte akkurat betreute, verließ im August 2013 München, um eine Stelle als DAAD Visiting Assistant Professor an der University of California in Berkeley zu übernehmen. Zu diesem wichtigen beruflichen Wechsel ist Frau Dr. Sinn sehr herzlich zu gratulieren – dies freilich mit dem Bedauern, ihre immer kundige und effiziente Hilfe nicht mehr zu haben. Wir danken Frau Dr. Sinn für all ihre kompetente, hilfsbereite und immer verständnisvolle Mitwirkung und wünschen ihr für ihr neues Berufs- und Lebenskapitel alles Gute!

Sehr herzlich danken wir Frau **Evita Wiecki** vom Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur, dass sie als Schatzmeisterin Frau Dr. Sinn nachfolgt. Frau Wiecki unterrichtet am Lehrstuhl Jiddisch und ist mit den verschiedenen Themen des Freundeskreises vertraut. Wir sind sehr froh, eine so gute Lösung für die Nachfolge gefunden zu haben.

Evita Wiecki wird unterstützt von Herrn **Philipp Lenhard**, der seit August 2013

Verwaltungsaufgaben für den Freundeskreis übernimmt. Auch ihm herzlichen Dank und gute Wünsche für die Zusammenarbeit mit dem Lehrstuhl und seinem Freundeskreis.

Jahresmitgliederversammlung 2013:

Der Termin für die nächste Jahresmitgliederversammlung ist der 27. Januar 2014. Eine separate Einladung mit Ort und Uhrzeit wird rechtzeitig verschickt. Im Anschluss daran wird Prof. Dr. Klaus G. Saur einen Vortrag zum Thema „Exilierte jüdische Literatur aus Deutschland“ halten.

K.S.

Die Autoren

Friedrich Wilhelm Graf

lehrt Systematische Theologie und Ethik in der Evangelisch-Theologischen Fakultät der LMU München. Er schreibt regelmäßig für die FAZ, die NZZ, die Süddeutsche Zeitung und Die Literarische Welt. 2013 erscheint: *Politik und Religion*, gemeinsam hrsg. mit Heinrich Meier bei C.H. Beck.

Hiltrud Häntzschel

Dr. phil., arbeitet freiberuflich als Germanistin und Autorin in München. Mitarbeit an der Süddeutschen Zeitung, am Bayerischen Rundfunk und als Kuratorin an mehreren Ausstellungen. 2013 erscheint: *Auf unsicherem Terrain. Briefeschreiben im Exil* (München: Edition text + kritik. Reihe Frauen und Exil Bd. 6), hrsg. von Hiltrud Häntzschel u.a.

Marie Luise Knott

lebt als freie Autorin, Journalistin und Übersetzerin in Berlin. Seit 1986 (Hannah Arendt. Zur Zeit) zahlreiche Arbeiten zu Hannah Arendt. 2011 wurde ihr Essay-Band *Verlernen. Denkwege bei Hannah Arendt* für den Preis der Leipziger Buchmesse nominiert. 2012 erschien der gemeinsam mit Walter Zimmermann edierte Text-Band *John Cage. Empty Mind* (Suhrkamp Verlag). Zahlreiche Veröffentlichungen in Rundfunk, Zeitungen und Sammelbänden zu Literatur und Kunst.

Michael A. Meyer

ist z.Zt. Adolph S. Ochs Professor für Jüdische Geschichte Emeritus am Hebrew Union College-Jewish Institute of Religion in Cincinnati, Ohio und Internationaler Präsident des Leo Baeck Instituts.

Thomas Meyer

ist z.Zt. Professor für Politische Theorie an der Wake Forest University (North Carolina) und Privatdozent für Philosophie an der LMU München. Zuletzt erschien *Was heißt und zu welchem Ende studiert man jüdisches Denken?* (2013).

Martina Steer

unterrichtet Geschichte an der Universität Wien. Zu ihren Publikationen zählen u.a. *Kulturtransfer in der Jüdischen Geschichte* (2006) und *Bertha Badt-Strauss. Eine jüdische Publizistin* (2005). Derzeit arbeitet sie an einem Projekt zu transnationalen Erinnerungskulturen.

Guy Stern

ist Distinguished Professor emeritus von der Wayne State University in Detroit, Michigan und zur Zeit der Direktor eines Instituts am Holocaust Zentrum in Farmington Hills, MI. Seine letzte Veröffentlichung ist *Arno Reinfrank: Dichter aus der Pfalz im Exil – Autor der 'Poesie der Fakten'* (2009).

Mirjam Zadoff

lehrt seit 2006 an der Abteilung für Jüdische Geschichte und Kultur der LMU. Ihre Habilitation *Dein Bruder Hiob. Werner Scholem – Ein deutsches Leben* erscheint 2014 im Münchner Carl Hanser Verlag.

MÜNCHNER BEITRÄGE ZUR JÜDISCHEN GESCHICHTE UND KULTUR

DIE THEMEN DER BISHER ERSCHIENENEN HEFTE

1/2007

Yfaat Weiss über Lea Goldberg – Themenschwerpunkt Juden im Nachkriegsdeutschland

2/2007

Zur Historischen Gestalt Gershom Scholems – mit Beiträgen von Jürgen Habermas, David A. Rees, Itta Shedletzky, Lina Barouch, Mirjam Triendl-Zadoff, Noam Zadoff und Giulio Busi

1/2008

Münchener Porträts: Drei Jüdische Biographien – Christian Ude zu Kurt Eisner, Hans-Jochen Vogel zu Lion Feuchtwanger, Rachel Salamander zu Gerty Spies

2/2008

Judentum und Islam – mit Beiträgen von John M. Efron, Richard I. Cohen und Carlos Fraenkel

1/2009

Deutschland in Israel – Israel in Deutschland – mit Beiträgen von Dan Laor, Anja Siegemund, Christian Kraft, Andrea Livnat, Gisela Dachs, Chaim Be'er und Julie Grimmeisen

2/2009

Das portative Vaterland – mit Beiträgen von Hans Magnus Enzensberger, Rahel E. Feilchenfeldt, Andreas B. Kilcher, Michael Krüger, Thomas Meyer, David B. Ruderman, Ittai J. Tamari, Ernst-Peter Wieckenberg und Reinhard Wittmann

1/2010

Eine deutsch-jüdische Nachkriegsgeographie – mit Beiträgen von Tobias Freimüller, Katharina Friedla, Anne Gemeinhardt, Monika Halbinger, Tamar Lewinsky, Hendrik Niether, Andrea Sinn und Maximilian Strnad

2/2010

Von der Kristallnacht zum Novemberpogrom: Der Wandel des Gedenkens an den 9. November 1938 – mit Beiträgen von Norbert Frei, Anne Giebel, Constantin Goschler, Monika Halbinger, Harald Schmid und Alan E. Steinweis

1/2011

Eigenbilder, Fremdbilder – Forschungen zum antiken und mittelalterlichen Judentum – mit Beiträgen von Ismar Schorsch, Ora Limor und Israel J. Yuval, Kenneth Stow, Astrid Riedler-Pohlers und Wiebke Rasummy

2/2011

Das neue Sefarad – das moderne Spanien und sein jüdisches Erbe – mit Beiträgen von David Nirenberg, Michael St Edmund-Halévy, Michal Friedman, Stefanie Schüler-Springorum, Anna Menny, Carlos Collado Seidel und Alejandro Baer

1/2012

Jüdische Stimmen im Diskurs der sechziger Jahre – Elmauer Gespräche mit Awi Blumenfeld, Michael Brenner, Daniel Cohn-Bendit, Dan Diner, Norbert Frei, Jürgen Habermas und Rachel Salamander

2/2012

KUNSTSTADT MÜNCHEN? UNTERBROCHENE LEBENS-
WEGE mit Beiträgen von Willibald Sauerländer, Sandra Steinleitner, Olena Balun, Anna Messner, Winfried Nerdinger, Eva-Maria Troelenberg, Annette Hagedorn, Heidi Thiede und Lisa Christina Kolb

1/2013

Israel and Europe – Contributions by Colin Shindler, Azriel Bermant, Samuel Ghiles-Meilhac, Rory Miller, Oren Osterer, Jakub Tyszkiewicz and Noam Zadoff